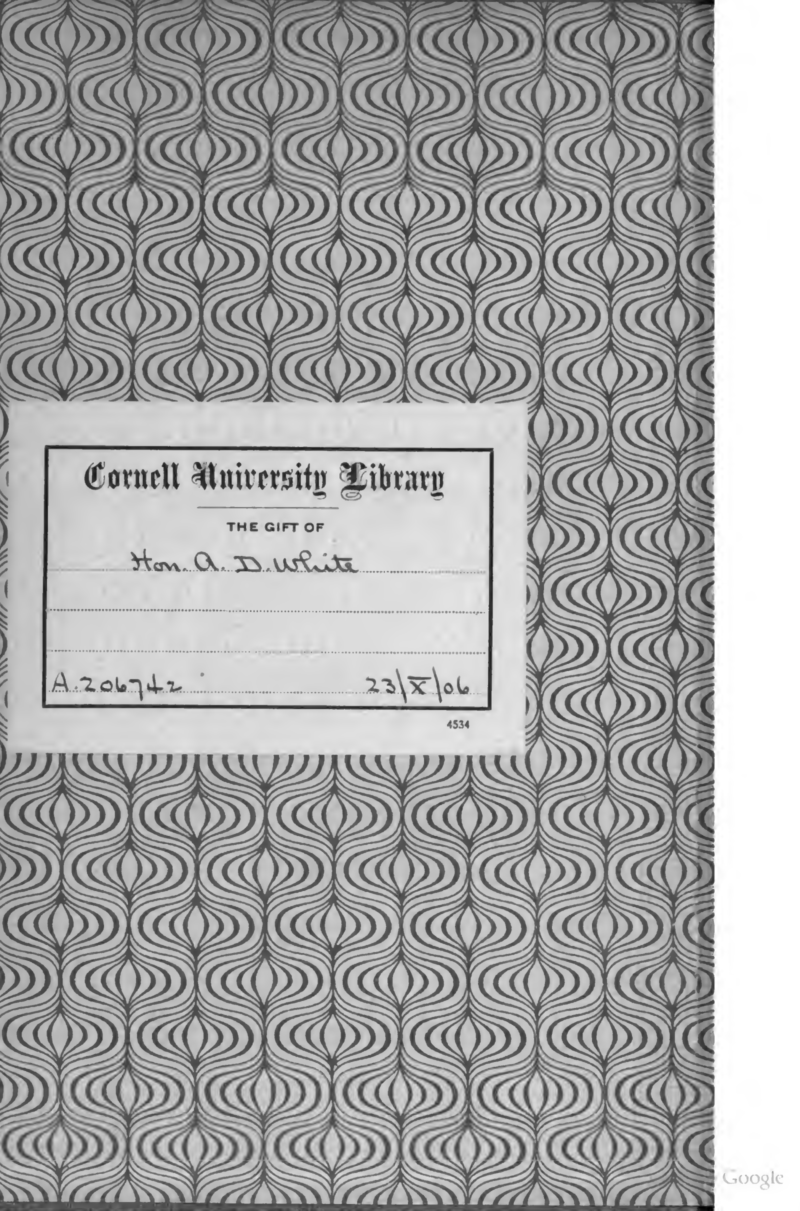
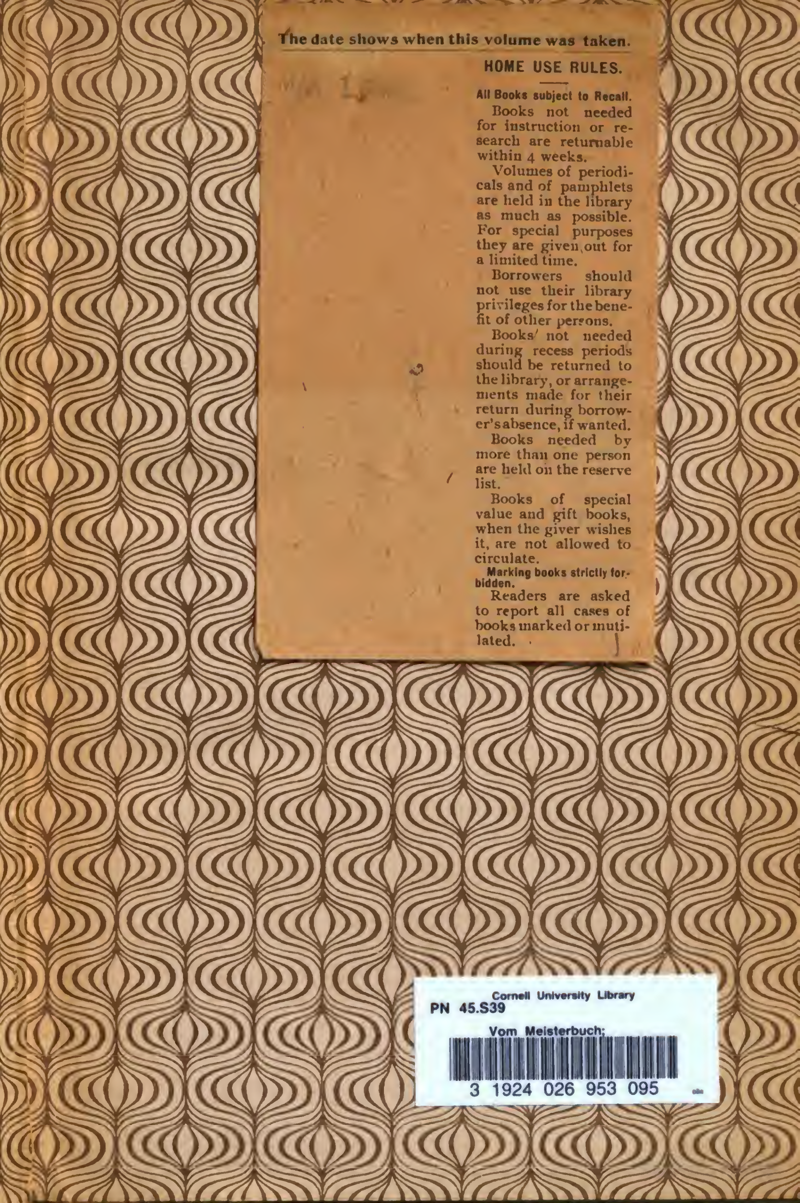
VOM MEISTERBUCH: EINE SCHLICHTE GRUNDLEGENDE...

Karl Alfred Schultz







Vom Meisterbuch.

Eine schlichte grundlegende
Literatur-Betrachtung

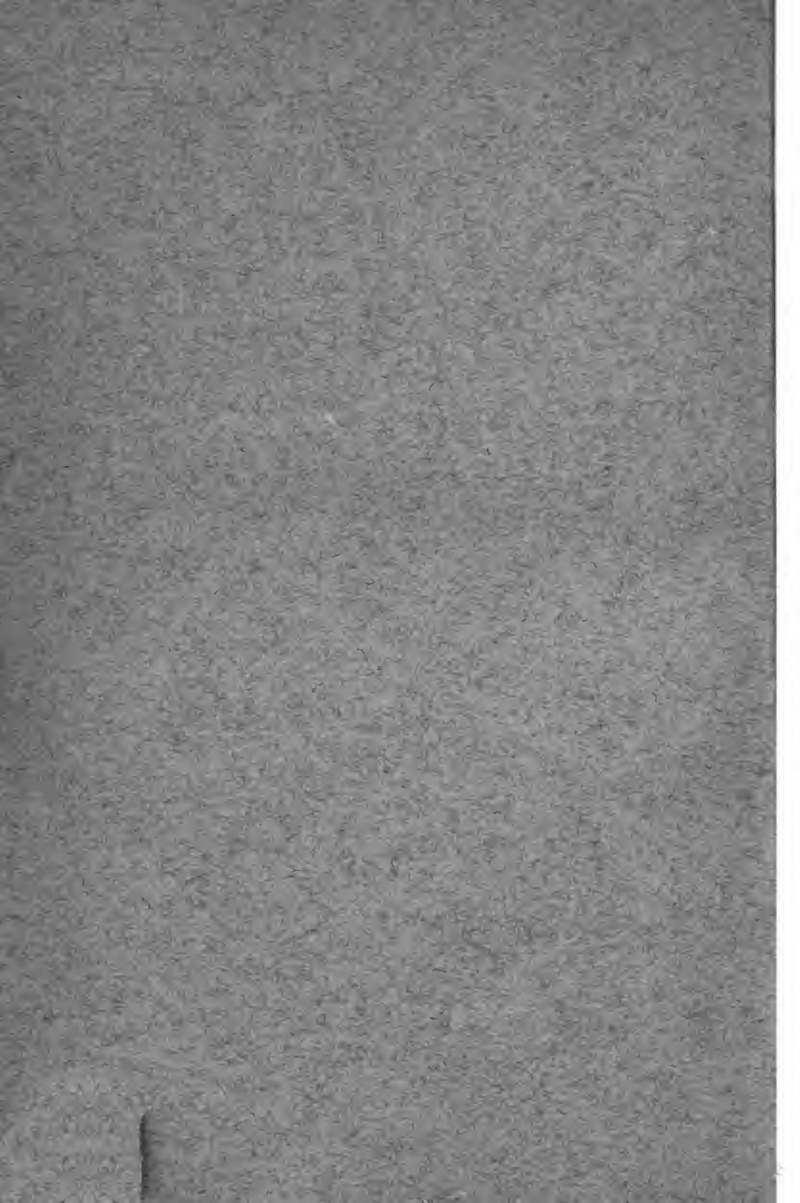
von

Karl Alfred Schultz

Doktor der Philosophie.



Berlin NW. 7.
Verlag von Conrad Skopnik
1905.



To professor Andrew D. White
from the author.

Vom Meisterbuch.

Eine schlichte grundlegende Literatur-Betrachtung

von

Karl Alfred Schultz,
Doktor der Philosophie.



BERLIN NW. 7.
Verlag von Conrad Skopnik
1905.

Meinem Bruder Norman Ellsworth Schultz.

Dir, lieber Norman, widme ich dieses Buch. Du weißt, warum. Möge es Dir eine Erinnerung an unsern gemeinsamen Weg sein.

Hermsdorf in der Mark,
September 1905.

Karl Alfred.

Plan der Betrachtung.

I. Einführung.

II. Die Haupteigenschaften des Meisterbuches.

III. Gedanken über eine Deutsche Meisterschule zur Erforschung des Schöpferischen.

Vorbemerkung.

Die Einführung gibt die philosophische Grundlegung des ganzen Werkes und ist daher durchaus notwendig; ich habe mich besonders bemüht, sie klar und gedrungen zu gestalten, und glaube, sie wird dem Verständnis des aufmerksamen Lesers keine großen Schwierigkeiten bieten. Wem aber philosophische Erörterungen ganz fremd sind, der lese zunächst einmal die andern Teile des Buches und beschäftige sich später mit der Einführung; ein selbständiges Durchdenken der darin behandelten Fragen kann den Leser nur fördern.

I.

Einführung.

Wichtigkeit der grundlegenden Literaturbetrachtung. Unter allen Gestaltungen der Macht im Aufbauen und im Zerstören, die wir Menschen uns bisher erfanden, ist das Buch die gewaltigste; wird doch darin unser geistiges Sein, soweit es sich durch die Sprache offenbaren läßt, gleichsam sichtbar, ausgeprägt zu allgemeinverständlichen bestimmten dauerhaften Formen und wirksam für Gegenwart und Zukunft, für die Nähe und für die Ferne. Wir verstehen die Sorge Friedrich Nietzsches wohl, nachdem er im Jahre 1883 die zwei ersten Teile seiner Zarathustra-Dichtung vollendet hatte, und nun der Verleger den Druck verzögerte.

> Um diese Zeit, schreibt Nietzsche, ging immer eine Melodie von unsäglicher Schwermut um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand: tot vor Unsterblichkeit.

Ja, auch was wir Menschen auf Erden Unsterblichkeit nennen, wird uns allein durch Bücher verbürgt. Freilich braucht nicht jeder bedeutende Mensch, um berühmt zu werden, Bücher zu schreiben. Themistokles und Sokrates hinterließen keine eigenen Schriften; dennoch konnte ihr Andenken über den Strom der Zeit bis zu uns hin nur durch Schriften Anderer getragen werden.

Besonders seit Beginn der neueren Zeit erweiterte das Buch immer mehr seinen Machtkreis und heute ist jede Forschung, jede Entdeckung, jede Erkenntnis von Naturgesetzen, ja selbst jedes genießende Anschauen in der Kunst, das doch allem Bücherwesen fremd zu sein scheint, immer mit angeregt durch Bücher; denn hinter jeder einzelnen Persönlichkeit der führenden Völker steht beratend, erziehend, schicksalsentscheidend eine Reihe von Schriftwerken. Unsrer aller Bildung ist durch Lesen bedingt, wir alle sind Büchermenschen, mag auch mancher

diesen Namen entrüstet abweisen; dieser Name gilt dennoch und schliesst nur dann einen Vorwurf ein, wenn wir unsre stillen Lebensbegleiter, unsre Bücher, nicht recht zu wählen und zu lesen verstehen. Keiner von uns verdankt sein geistiges Werden ausschliesslich dem mündlichen Verkehr mit andern Menschen. An jeden von uns treten gar viele Dinge, wichtige Fragen, bedeutende Persönlichkeiten nur in der Form von Büchern heran. Das ganze reiche Leben der Vergangenheit, vor allem ihre geistigen Errungenschaften, von wo aus wir weiter forschen sollen, tut sich uns deutlich nur in Büchern kund, und auch wir Gegenwärtigen können unser geistiges Vermögen für unsre Erben sicher und leicht nur in Büchern bergen.

Die grosse Abhängigkeit unsrer Entwicklung von den Büchern gründet sich auf zwei Tatsachen.

1. Mit jedem Buche, das ich aufmerksam lese, mache ich eine Erfahrung, die mein Leben irgendwie beeinflußt.

2. Von den Erfahrungen, die mir das Lesen gibt, sind viele für mein Leben wichtig; ihnen verdankt mein Geist zum guten Teil seine Ausbildung und Richtung.

Das Wertvolle in unserm Dasein, was unsern Geist reifer macht, sind ja die Erfahrungen. Ohne Erfahrung gibt es keinen Fortschritt, keine Entwicklung. Wären die angelesenen Erfahrungen nun nicht in mancher Weise maßgebend, so würden sich die Menschen um die Literatur gar nicht zu kümmern brauchen. Die Erfahrungstatsache mag mir beim Lesen oft unbewußt bleiben, vorhanden ist sie immer; besonders deutlich wird sie aber bei solchen Werken, die mit dem Verstande zugleich auch das Gemüt und die Phantasie stark anregen und meine Lebensanschauung zu beeinflussen vermögen.

Von unsern Erfahrungen zwingt uns nun gar viele das Leben hart auf; die Erfahrungen aber, die uns aus Büchern kommen, können wir innerhalb weiter Grenzen selbst wählen. Wie kann ich aber eine besonnene und glückliche Auswahl meiner Lebensbücher treffen, d. h. der Bücher, zu denen ich mich immer wieder hinwende, die mich dauernd wie gute Weggenossen begleiten; wie kann ich mich gegen den Einfluß schlechter Schriften wehren, wenn ich von den wesentlichen Eigenschaften, die ein gutes Buch haben muß, nichts weiß? In vielen Menschen lebt freilich ein Gefühl für das ihnen Dienliche, auch für die sie fördernden Bücher; sie wählen und schaffen aus ihrer Natur heraus schon Gutes. Solch Naturgefühl irrt indessen auch oft, es neigt zu Übertreibungen und vermag allein uns ein Reiferwerden nicht zu verbürgen. Erst wenn

wir diesem Naturgefühl das rechte klare Naturbewußtsein zugesellen, werden wir unsre Lektüre planvoll und fruchtbringend gestalten. Habe ich keine Norm, keine wertvolle Norm für die Auswahl meiner Bücher, so wird meine Lektüre und damit ein wichtiger Teil meiner geistigen Entwicklung vom Zufall abhängig. Sicherlich gibt vielen Menschen auch nur der Zufall ihre Bücher in die Hand. Während sich auf andern Gebieten, z. B. in der Technik, das Wertvolle schnell Bahn bricht und alles Minderwertige ohne Schwierigkeit vom Markte verdrängt, werden in der Literatur wahrhaft gute Bücher oft durch die Masse von mittelmäßigen oder gar schlechten Machwerken jahrelang verdeckt. Tausende von Erzählungen, die das wahre Wohl des Lesers in keiner Weise fördern, werden jahraus jahrein von den Händlern auf den Markt gebracht und verkauft. Mancher mag denken, das müsse so sein, es müsse auch mittelmäßige Bücher geben; ich meine, die Menschen sollten lieber ins Freie gehen und frische Luft einatmen, anstatt mit schlechten Schriften ihre Zeit zu verschwenden. Es liegt mir fern, nur das Allerhöchste, Allerseltenste und Abgeklärteste in der Literatur gelten zu lassen. Etwas Spielerisches, Unvernünftiges, Dunkles, der Gedankenhelle unerreichbar, gehört einmal zur menschlichen Natur. Aber das sind wir wohl berechtigt, zu verlangen, auch in einem weniger bedeutenden Werke solle das Gute überwiegen. Ist der Leser nicht wählerisch, so sind es die Schriftsteller auch nicht. Das Wort Schriftsteller erinnert mich immer an das Wort Schriftsetzer. Beide sind Handwerker. Der Schriftsetzer ist in der Regel ein biederer Mann aus dem Volke. Von den Schriftstellern sind viele berechnend, sie besitzen oft gar kein Verantwortungsgefühl für ihr Tun. Über Leser und Schriftsteller gedenke ich später noch mehr zu sagen; hier in der Einführung, wo ich die Wichtigkeit meines Themas hervorheben muß, bemerke ich nur: Die großen minderwertigen Büchermassen werden erst dann vom Markte verschwinden und einem tüchtigen, wahrhaft geiststärkenden Schrifttum Platz machen, wenn Leser und Schriftsteller sich über das Wesen eines guten Buches klarer geworden sind. Alle andern Vorschläge, unsere Literatur einzuschränken und zu veredeln, werden nur wenig nützen, weil sie immer nur eine Seite des Mangels, nicht seinen wahren Grund treffen.

Die große Abhängigkeit unsres ganzen Daseins von Schriftwerken gibt also der Frage: Was soll ein gutes Buch, oder wie ich es nenne, ein Meisterbuch, sein und leisten? eine allgemeine tiefe und schwere Bedeutung. Ich wüßte kaum ein anderes

Thema, das so innig mit dem Wesen und Wert der neueren Menschheit verbunden wäre. Im Buche offenbart sich ja der Menschengeist, im Meisterbuche werden sich auch die menschlichen Haupttriebe in starker gesunder Entwicklung, soweit sie mitteilbar sind, offenbaren. Das sind die Kräfte, aus denen alle Sittlichkeit, alle Wissenschaft und alle Kunst hervorgeht. So ist mit dem Wesen des Meisterbuches auch notwendig das Wesen der Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst gegeben. Das ist die Probe auf die Wahrhaftigkeit meiner Arbeit, die jeder nach aufmerksamem Lesen selbst vornehmen kann.

Literaturbetrachtung, Philosophie und Leben. Die Erörterung über das Meisterbuch reicht demnach weit über alle Literaturbetrachtung im besonderen Sinne hinaus; sie kann niemals auf rein literarischem Wege befriedigend erledigt werden, sie kann nur durch Verbindung der Literaturbetrachtung mit der Philosophie wahrhaft fruchtbringend werden. Denn hier handelt es sich um eine Grundlegung; es gilt langsam und vorsichtig aufzubauen, es gilt sich bei jedem Bausteine von seinem Wert zu überzeugen. Wir werden bald sehen, die Grundprobleme des Lebens mischen sich hier gebieterisch hinein, wir dürfen ihnen nicht ausweichen. —

Ich kenne manchen, der bei dem Worte Philosophie lächelt. Brachten es die Philosophen doch nicht einmal so weit, sich über die wichtigsten Ausdrücke ihres Gebietes zu einigen. Fast jeder gebraucht ein gleiches Wort in einem andern Sinne als sein Nachbar. Philosophie bedeutet doch Liebe zur Weisheit, nicht wie für viele, Spitzfindigkeit, ein Herumdeuteln an Kantischen Gedanken, über die Kant selbst sich nicht klar war. Wyneken, ein neuerer Forscher, seufzt:

> Zunächst ist da H. Vaihingers Kommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft zu nennen. Ich habe ihn nicht zur Hand genommen, weil ich — zumal bei meiner beschränkten Zeit — längst ehe ich in Paulsens Kant das Wort von und über Garve fand, fürchtete, durch „die ungeheure Last der Quästionen, die sich daran gehängt hat“, vollends „verrückt zu werden“; halb war ich es ohnehin schon verschiedene Male, ehe ich zur vollen Klarheit durchdrang.

Nun, wenn die Philosophen selbst bekennen, sie wären bei ihren Aufgaben fast verrückt geworden, so haben die Laien ja ganz recht, sie zu meiden und zu bemitleiden. Trotz alledem bleibt die Philosophie doch die Forschung aller Forschung, sie

darf nur die Berührung mit dem vollen, warmen Leben nicht verlieren. Ich verstehe unter Philosophie eine Lebensordnung auf Grund von Erfahrungstatsachen und schöpferischer geläuterter Selbstbesinnung. Alle Wissenschaften werden durch Verbindung mit solcher Philosophie tiefer, fruchtbarer.

Ich werde mich bemühen, in meiner Betrachtung stets jene doppelte Verbindung aufrecht zu erhalten, die Verbindung von Philosophie und Literaturbetrachtung und dann die Verbindung beider mit dem Leben. Wir erwerben hierdurch etwas viel Tieferes, Umfassenderes als die einseitige literaturgeschichtliche Betrachtung uns je geben könnte. Wir werden erkennen, alle Literatur beruht auf den gleichen Geistestätigkeiten, nur werden sie in verschiedener Mischung auftreten, je nachdem sie mehr der wissenschaftlichen oder künstlerischen Richtung angehören; wir werden so einen einheitlichen Wertmaßstab finden, der für die Gesamtliteratur Giltigkeit hat, nicht nur für die künstlerische; wir werden endlich gegenüber der zersplitternden Einzelforschung, die ja auch ihre Berechtigung besitzt, dahin gelangen, nach großen kritischen Normen Überblicke zu gewinnen, zu sichten, zu vereinigen und das Wertvolle klar zu kennzeichnen.

Die nächsten Seiten bringen erkenntnistheoretische Erörterungen. Ich kann freilich nur das Wichtigste andeuten. Mancher Leser, der diesen Problemen fern steht, wird anfangs vielleicht ermüden. Da möchte ich nun dringend bitten, auszuharren. Das Wenige, was ich von der Erkenntnistheorie bringe, ist durchaus notwendig.

Zweierlei aber sollte niemand, der sich mit Philosophie beschäftigt, vergessen. Das ist erstens: eine furchtlose Behutsamkeit, die sich mit den Problemen fest und tapfer aber ohne jedes schroffe gewaltsame Verhalten abfindet. Es gibt da viele Aufgaben, die nicht rauh, nicht mit einem starren Entweder — Oder behandelt werden dürfen, die vor allem ein feines Empfinden beanspruchen. Und das ist zweitens: ein, ich möchte sagen, heiteres Bescheiden, eine weise, innerhalb bestimmter Grenzen tätige Resignation. Unsere menschliche Erkenntnis wird sich oft da, wo Grundfragen auftauchen, unentschieden, zwiespältig, ohnmächtig zeigen; das soll uns freilich nicht verhindern, zur Klarheit durchzudringen, soweit wir es vermögen.

Die grundlegende Literaturbetrachtung und die Erkenntnistheorie. Die Frage, welche Eigenschaften ein gutes Buch haben muss, hat für die Literatur einmal eine ähnliche Bedeutung wie die Fragen der Erkenntnistheorie für die Philosophie. Die Er-

kenntnistheorie ist eine Theorie des menschlichen Erkennens. Nicht alle Erkenntnisse besitzen jedoch gleichen Wert. Erkenntnisse, die außer persönlicher noch allgemeine Giltigkeit beanspruchen, sind sichrer als rein persönliche. Die Erkenntnistheorie beschränkt sich daher auf die Beantwortung von zwei Fragen:

1. Gibt es für uns Menschen überhaupt allgemeingiltige Erkenntnisse? Und

2. Wenn es solche gibt, welches sind ihre Bedingungen und Grenzen?

Hiernach leuchtet ein, welch wichtige Stellung die Erkenntnistheorie einnimmt. Sie ist keine Wissenschaft, sie prüft vielmehr die Grundlagen aller Wissenschaft. Gerade der Wissenschaft ist es ja eigentümlich, auf allgemeingiltige Erkenntnisse, auf Gesetze hinzustreben. Bevor ich indessen irgendwelche Sätze als allgemeingiltig anerkenne, muss ich prüfen, wie denn meine Erkenntnis von diesen Sätzen zustande kommt, welche Beziehungen, Eigenschaften, Kräfte mir die Sicherheit meines Erkennens verbürgen.

Wer die Notwendigkeit der Erkenntnistheorie leugnet, vergißt, wie alle menschliche Erkenntnis doch immer nur im Bewußtsein der einzelnen Persönlichkeit vorhanden ist, und daher, wenn sie trotzdem überpersönliche Giltigkeit beansprucht, einer strengen Prüfung bedarf. Hegel, Schasler in seiner Anthropogonie und manche andre Philosophen machen gegen die Erkenntnistheorie geltend, das Erkennen lasse sich doch nicht durchs Erkennen selbst prüfen. Für Kant, der in seiner Kritik der reinen Vernunft ausdrücklich ein allgemeingiltiges und notwendiges Wissen voraussetzt, trifft dieser Einwand wohl zu, für die spätere voraussetzungslose Erkenntnistheorie dagegen nicht, wie Johannes Volkelt dies überzeugend dartat. Diese geht von rein persönlichen, nicht allgemeingiltigen aber für die einzelne Persönlichkeit unbezweifelbaren Erkenntnissen aus. Ein rein objektives, das heißt, allgemeingiltiges Erkennen gibt es für die voraussetzungslose Erkenntnistheorie überhaupt nicht; es ist ihr nur möglich, zu zeigen, wie manche Erkenntnisse aus rein subjektiven Elementen und, trotzdem der Erkenntnisakt sich immer nur im einzelnen Subjekt vollzieht, zugleich aus Elementen bestehen, deren Vorhandensein im subjektiven Bewußtsein nur durch die Reizwirkung von Dingen und Verhältnissen außerhalb des Subjektes auf das Subjekt gerechtfertigt werden.

Der naive Mensch sieht in der Welt etwas Selbständiges, völlig außer ihm Liegendes, obschon sie ihre charakteristische Gestalt erst in uns, in unsern Erkenntnisorganen erhält. Fürs

praktische Leben genügt die naive Auffassung; wo jedoch Grundfragen auftauchen, müssen wir uns der subjektiven Herkunft aller unsrer Erkenntnisse deutlich bewußt werden.

Voraussetzungslos ist die Erkenntnistheorie naturgemäß nur im besonderen, eingeschränkten Sinne, das heißt: der Erkenntnistheoretiker darf an seinen Gegenstand mit keiner bestimmten vorgefaßten Meinung herantreten. Will ich das menschliche Erkenntnisvermögen untersuchen, so muß ich dabei offenbar ein menschliches Geistesleben voraussetzen. Erst auf diesem Untergrunde sind erkenntnistheoretische Erwägungen möglich.

Die Erkenntnistheorie ist eine überaus kritische Forschung und tritt nicht von Anfang an in der Geschichte der Philosophie auf. Die ersten philosophischen Systeme sind durchaus dogmatischer Natur; Thales, Anaximander, Anaximenes behaupten, ohne sattsam zu begründen. Erst mit zunehmender Erfahrung fühlt der Mensch den Trieb, sich über die Grundlagen seines Erkennens Rechenschaft zu geben. Wir finden die Erkenntnistheorie daher in der Philosophie als selbständige Lehre erst im siebzehnten Jahrhundert seit Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand".

Auch über den Ursprung und die wesentlichen Eigenschaften des Buches, oder wie ich es in Anlehnung an das Wort „Erkenntnisvermögen" nennen könnte, auch über das literarische Vermögen werden sich die Menschen in kritisch-besonnener Weise erst klar werden, nachdem schon während längerer Zeit Bücher geschrieben sind. Die Periode der Literatur, die mit dieser kritisch-grundlegenden Untersuchung über die Natur des Buches anhebt, wird sich von der vorhergehenden auf ähnliche Art unterscheiden, wie die kritische Philosophie seit Locke und Kant sich grundsätzlich von den vorhergehenden philosophischen Versuchen unterscheidet. Bisher war die Menschheit, ich möchte sagen, noch zu jung, zu unruhig, zu wenig erfahren, um sich die Frage nach dem Wesen des Buches vorzulegen, jetzt aber ist die Zeit der Selbstbesinnung gekommen. Alle, Schriftsteller und Leser, müssen sich klar werden, was ein wahrhaft menschliches Buch leisten soll, müssen immer mehr lernen, minderwertige Bücher in ihrer ganzen Armut zu erkennen und zu verwerfen, und dann vor allem immer mehr die Fähigkeit in sich ausbilden, wahrhaft menschliche Bücher zu schreiben, zu lesen und zu lieben. Nun besitzen wir wohl einzelne Bemerkungen bedeutender Männer und Frauen über den Inhalt und die Wirkung manches Buches, in geordnetem Zusammenhange ist jedoch

dies wichtige Thema noch niemals dargelegt worden. Hier gilt es wohl, wesentliche Forderungen aufzustellen, mehr aber noch, ihre Berechtigung verständnisvoll nachzuweisen.

Die wahrhaft kritische Einsicht in unser literarisches Vermögen kann sich, wie die menschlichen Verhältnisse einmal sind, nur ganz allmählich verbreiten, und daher wird sich auch der Aufschwung in der Literatur, der dieser Einsicht folgen muss, nur langsam zeigen. Wie nach den ersten kritischen Versuchen in der Philosophie und sogar in Kants Darlegung selbst sich Kritisches und Kritikloses gemischt findet, wie nach Locke und Kant die durchaus dogmatischen Systeme von Schelling, Hegel und Schopenhauer noch folgen, so wird auch im Schrifttum noch eine Zeit lang Kritisches und Kritikloses neben einander bestehen, ja die völlige Ausscheidung des Kritiklosen wird wohl nie gelingen, dennoch bleibt das Streben danach hinfort eine Hauptkulturaufgabe, bei der alle reifen Geister mithelfen müssen.

Die Erkenntnistheorie und das Ideal. Ich würde jedoch meinem Thema nicht gerecht, wenn ich nur seine kritische Seite, seine Verwandtschaft mit der Erkenntnistheorie betonte. Die Erkenntnistheorie — ich hob das bereits hervor — nimmt vor allen Wissenschaften eine ganz eigenartige Stellung ein. Ihr Gegenstand ist nämlich für sie, soweit wir die Geschichte überblicken können, unveränderlich. Die Erkenntnistheorie kann wohl die Bedingungen und Schranken unsres Erkenntnisvermögens feststellen, sie kann durch ihre kritische Haltung wohl vieles, was das Erkennen des Einzelnen stört und unsicher macht, aufzeigen, nie und nimmer aber das Erkenntnisvermögen selbst, die Art der Erkenntnistätigkeit, verändern, verbessern. Die Erkenntnistheorie hat etwas Einseitiges an sich. Dennoch ist sie notwendig, sie ist die Probe auf den menschlichen Geist, sie allein kann ihn vor der Verzweiflung an allem Wissen und vor dem Dünkel bewahren. Ihre schwerste und wichtigste Aufgabe besteht darin, jeden Einfluß des Willens in seinem Drange zum Dogma, zum Machtspruch, und jeden Einfluß der Phantasie in ihrem Streben nach Zügellosigkeit von den Untersuchungen fern zu halten. An jedem menschlichen Erkennen ist nämlich tatsächlich außer dem Verstande auch Wille und Phantasie beteiligt. Ohne Wille und Phantasie gäbe es überhaupt keine Sprache und auch kein Denken. Diese verschiedenen Willens- und Phantasie-Elemente, die unvermeidlich sind, weil sie auf Verschiedenheit der einzelnen Persönlichkeiten beruhen, bedingen eben auch verschiedene Auffassungen in der Erkenntnistheorie.

Trotzdem bleibt alles, was ich über ihren hohen Wert sagte, bestehen. Bei wahrhaft kritischen Erkenntnistheorien stören die unvermeidlichen Willens- und Phantasie-Beimischungen nur wenig. Solche Erkenntnistheorien sind daher einander auch in ihren Ergebnissen ähnlich und stimmen in den meisten wesentlichen Fragen überein. Die Erkenntnistheorie ist keine starre unveränderliche Lehre, was ja auch schon der Name „Theorie“ besagt, sondern auch sie hat ihre Entwicklung, auch sie kann stetig verbessert, vervollkommnet werden. Und mich dünkt, darin liegt gegenüber der Beschränktheit der einzelnen Ausführung etwas Tröstliches. Ihr Gegenstand bleibt jedoch stets unwandelbar gleich. Die Chemie z. B. verändert die Zusammensetzung der Substanzen, die Heilkunde kann den menschlichen Körper widerstandsfähiger machen. Die Erkenntnistheorie hat es dagegen nur mit bereits vorhandenen Bewußtseinszuständen zu tun, nicht mit einer Höherentwicklung des Bewußtseins; sie kann aus unsrer dreidimensionalen Raumanschauung keine vierdimensionale entwickeln. Der einzelne Forscher muß unser Erkenntnisvermögen als feststehende Tatsache hinnehmen, worüber er keine Gewalt hat, er kann es nicht vervollkommnen, er kennt kein Ideal.

Das Ideal und die Erfahrung. Mit einem Ideal, einem Vorbild, einer Norm haben wir es aber beim Meisterbuche zu tun. Ich weiß wohl, Ideale werden in unsrer Zeit von den meisten Menschen gering geschätzt, doch sind Ideale, recht verstanden, notwendige Höhenziele menschlichen Strebens. Jedes Ideal muß scharf von der Illusion unterschieden werden. Ein Ideal wird nur im engen Anschluß an die Erfahrung gewonnen. Je mehr und reinere Vertreter einer Art ich kenne, desto fähiger werde ich auch, das Artideal aufzustellen. Meine Ausführungen werden sich demnach nicht in schwärmerischen Erklärungen etwa „über die reine Schönheit des Meisterbuches“ bewegen, sondern stets von Erfahrungen geleitet werden.

Jedes Ideal fordert. Jede fordernde ideale Eigenschaft besitzt in ihrer Einheit einen doppelten Charakter, einen abweisenden und zustimmenden Charakter.

Die fordernden Eigenschaften des Ideals, in unsrer Betrachtung also des Meisterbuches, dürfen nun niemals in beschränkter, dogmatischer, sondern immer nur in zwangloser, ungesuchter Weise gewonnen werden; sie müssen bei aller Bestimmtheit doch Entwicklungsfähigkeit besitzen. Jedes Ideal fordert, aber nicht starr dogmatisch und drohend, es bittet

gleichsam nur und lockt: „Folge mir, denn damit gehst du ja nur deiner eignen höchsten Bestimmung entgegen". Mit dem Aufstellen eines Ideals ist allerdings eine glaubensvolle Voraussetzung verbunden. In der Lebensanschauung dessen, der ein Ideal entwickelt, müssen die bejahenden Bestandteile stärker sein als die verneinenden.

Lebensbejahung ist Tatglaube und kann nur einer kraftvollen Gemütsstimmung, einem schwellenden Lebensgefühl entquillen; sie gibt dem Schmerz sein Recht, läßt sich von ihm aber nicht überwältigen. Ein so gestimmter Mensch kennt nur eine Hauptaufgabe, er will sich bewähren; er sagt sich, mag der Stoff auch noch so spröde sein, ich will ihn meistern, ich will ein Kunstwerk daraus schaffen, vor mir selbst soll sich mein Leben rechtfertigen. Ich bin nicht lebensgierig, ich bin bereit zum Tode und doch dem Leben innig ergeben.

Ich vermied bisher mit Absicht die Ausdrücke Optimismus und Pessimismus. Wohl gibt es in jedem Menschen optimistische und pessimistische Regungen, aber als geschlossene Lebensanschauungen sind beide unhaltbar.

Der Optimismus führt zur Verflachung, zur Verschwommenheit; nur unerfahrene Menschen können ihm huldigen.

Der Pessimismus macht mutlos und krank. Auch den Tatkräftigsten unter uns überkommt wohl zuweilen das Gefühl der Ermüdung, die Sehnsucht nach dem Ende des Kampfes; indessen brauchen wir darum doch nicht unser ganzes Leben als etwas, das besser nicht wäre, aufzufassen.

Nach Schopenhauer waren es besonders Eduard von Hartmann und Taubert, die den modernen Pessimismus begründen wollten. Alle derartigen Erörterungen, die darauf ausgehen, das Überwiegen des Leides vor der Lust im Menschenleben darzutun, müssen scheitern, weil wir kein zureichendes Maß für Lust und Unlust haben. Eine einzige Freude kann jahrelange Bitterkeit überschwänglich aufwiegen und aus einem großen Schmerz kann unsagbare Lust keimen. So bekämpften denn auch manche Denker den Pessimismus. Ich nenne von den Neueren besonders Eugen Dühring und Rudolf Eucken, die beide von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus für den Wert des Lebens eintreten.

Wie Jemand auch über die Zukunft der Menschheit denken möge, die eine Tatsache: die Menschheit lebt, verbürgt auch ihre geistige Entwicklung. Das Endziel dieser Entwicklung wird der menschliche Geist freilich niemals erkennen, wir können nur für Sondergebiete und für bestimmte Zeiten eine Entwicklung

voraussehen und vorbereiten. Alle Aussagen, die über diese Einschränkung hinausgehen, sind von einer grundlegenden Betrachtung völlig ausgeschlossen. Ich sehe das Wesen des Fortschritts in der immer größer werdenden Klarheit, womit der Mensch die Grenzen seines Wissens und Könnens bestimmt. Ideale im rechten Sinne bilden Grenzzeichen der Entwicklungsfähigkeit.

Das Ideal als geistig-schöpferische Lebensmacht. Bisher betonte ich mehrfach die Abhängigkeit des Ideals von der Erfahrung; gerade sie unterscheidet jedes Ideal von der Illusion und macht es dem Artbegriffe verwandt. Aber die Erfahrung ist für das Ideal doch nicht allein maßgebend. Gewiß, die Auswahl der wesentlichen Eigenschaften auf Grund der Erfahrung gehört notwendig zum Ideal. Dazu kommt aber noch etwas Auszeichnendes, was der Artbegriff als Begriff des Gemeinsamen, des Durchschnittlichen nie besitzt und besitzen kann, nämlich die Macht, geistiges Leben zu erwecken, recht verstanden, nicht zu schaffen, wohl aber schlummerndes Leben aufzuwecken und zu steigern. Der Artbegriff bleibt ohne nennenswerten Einfluß auf den Willen und die Phantasie. Jedes echte Ideal bedeutet dagegen etwas viel Volleres und Wirksameres, nämlich einen Lebensantrieb, eine geistig-schöpferische Macht, die ausser dem Denken vor allem die Kraft des Wollens und des Gestaltens anregt und veredelt. —

Wenn ich in meiner Betrachtung von Wille, Verstand und Phantasie spreche, so darf sich der Leser dabei keine besondern geistigen Kräfte denken. Die neuere Philosophie bedient sich dieser alten Ausdrücke nur der Kürze halber; sie dienen ihr dazu, einen besondern Charakter an einer Summe von geistigen Vorgängen zu betonen. Wille, Verstand und Phantasie bewirken also keine geistige Tätigkeit; sie sind gegenüber den geistigen Vorgängen nicht etwas Selbständiges, sie bestimmen die geistigen Vorgänge nicht, sondern sind nur zusammenfassende Bezeichnungen für gewisse Hauptrichtungen, in denen die geistige Tätigkeit verläuft.

Geistig-schöpferische Wirkung, das ist der Vorzug, die Weihe aller Ideale. Carl Justi sagt in seinem Werke über Winkelmann, das Ideal sei „eine langsam gereifte Frucht von Kultur und Geschichte" und unterscheidet bei der Entstehung zwei Elemente, die Auswahl aus der Natur und die Darstellung der Idee, eine „innere Schauung" des Künstlers. Diese Erklärung enthält sicherlich etwas Wahres, befriedigt aber nicht völlig; sie ist ein-

seitig auf das Künstlerische beschränkt. Auch spricht Justi wiederholt vom „Begriff des Ideals“. Ein Ideal stellt nun aber überhaupt keinen Begriff dar, sondern eine veredelnde Lebensmacht. Geistige Lebensmächte sind aber Bewußtseinstatsachen, deren Vorhandensein nicht bewiesen, begriffen, sondern immer nur gespürt, erlebt, aufgezeigt werden kann. Ein Ideal zu entwickeln kann daher nur eine psychologische, niemals eine rein logische Aufgabe sein. Idealisieren nenne ich eine verkümmerte geistige Wirklichkeit klarer, lebendiger, edler gestalten. Das Ideal bildet zur Wirklichkeit keinen ursprünglichen Gegensatz; es ist ihr vielmehr verwandt, es ist ihre Vollendung. Eine Feindschaft zwischen Idealismus und Realismus kenne ich nicht. Jedes Ideal geht vielmehr lebensvoll aus einer geistigen Wirklichkeit als das höchste Ziel ihrer Daseinsform hervor. Ideale kann es nur von solchen Dingen geben, die einer Veredelung im geistig-schöpferischen Sinne fähig sind; zu ihnen gehört auch das Buch. Über das Geistig-schöpferische werde ich später noch ausführlich reden, ist es doch das Eins und Alles dieser ganzen Arbeit.

Das Ideal, seine Notwendigkeit und seine Freiheit. Ich sagte, jedes Ideal ist ein geistiger Lebensantrieb, eine geistige Lebensmacht. Alles Geistige, wie wir es kennen ist an Körperliches gebunden. Trotzdem sind wir berechtigt, das geistige Leben für sich allein zu betrachten. Ob der Geist den Körper, ob der Körper den Geist bedingt, wissen wir nicht; ob diesen beiden Erscheinungen eine gemeinsame Einheit zugrunde liegt, wissen wir ebenfalls nicht. Wir Menschen schätzen jedoch die Persönlichkeit und streben danach, sie auszubilden; wir dürfen daher auch wohl in den gesamten körperlichen und geistigen Vorgängen ein formendes, einheitliches Prinzip annehmen, eben das des Ichs, der Persönlichkeit. Tatsachen der Physiologie und Psychologie deuten allerdings nur auf einen allgemeinen, bisher noch nicht aufgeklärten Zusammenhang zwischen Körper und Geist hin; beide haben an den wesentlichen Bedingungen des Lebens teil, beide aber in andrer Weise.

Das geistige Leben des Menschen beruht nun auf Freiheit. Allerdings besitzt der Mensch nur bedingte Freiheit. Im allgemeinen Zusammenhange der Dinge gibt es nämlich keine Freiheit. Alles, was ist, ist auch notwendig. Eine überlegene Macht leitet den Menschen auch da, wo er frei zu handeln vermeint. Erkennen wir diese Notwendigkeit nicht an, so hört damit alle Ordnung in der Wirklichkeit auf, so wird die Wirklichkeit zum

wirren, jeder befriedigenden Tätigkeit spottenden Chaos. Trotzdem dürfen wir dem einzelnen Menschen Freiheit des Entschließens zusprechen, so sicher wie es für ihn auch einen Zufall gibt. Das Zusammentreffen zweier Ereignisse, das wir uns nicht erklären können, nennen wir zufällig. Handlungen, wozu wir nicht gezwungen sind, die keine andre Ursache als unsre eigne Entscheidung haben, nennen wir willensfrei. Wer dem Menschen die bedingte Willensfreiheit und das Zufällige im Leben abspricht, der macht ihn zum Allwissenden; denn er setzt bei ihm die Kenntnis aller Ursachen, auch der unbewußten, voraus. Tatsächlich wirken bei den Handlungen jedes Menschen zwei Ursachen mit: die Umwelt und seine eigenste Natur. Wohl ist der Mensch abhängig von der Umwelt, aber nicht ihr Spielball; seine eigene Natur greift bei jedem Tun charakteristisch mit ein. Wäre unserm Willen nicht eine gewisse Macht über unsre Handlungen gegeben, würde alle Entwicklung für uns Menschen aufhören. Wir bedürfen der Überzeugung, unser Schicksal liegt zum guten Teil in unsrer eignen Arbeit. Der menschliche Geist kann sich eben nur der allgemeinen Notwendigkeit gemäß entwickeln, indem er sich selbst seine Ziele setzt. Allen Spitzfindigkeiten des Verstandes zum Trotz fühlt jeder gesunde Mensch, wenn er sich ehrlich prüft: „Mein Wille ist frei, ich kann bejahen und verneinen, was ich will". Diese Willensfreiheit kann wohl äußerlich beschränkt, vernichtet werden, niemals aber im tiefsten Grunde der Persönlichkeit.

Treffend äußert sich eine moderne Denkerin, Malwida von Meysenburg, über die Willensfreiheit:

> Einmal den Satz festgestellt, dass eine jede Handlung sich notwendig nach den überwiegenden Motiven bestimmt, so legt uns dies die doppelte Pflicht auf, die Motive zu fliehen, die uns zum Bösen bestimmen können und diejenigen in uns zu stärken, welche bestimmende Ursachen des Guten werden, sei es für uns selbst oder für die, welche wir erziehen. Denn wenn es keine Freiheit des Willens gibt, so gibt es andererseits keinen unmittelbaren Gehorsam gegen die bestimmenden Motive, sondern derselbe bereitet sich meistenteils sehr allmählich vor. Der bewußte Mensch ist also verantwortlich für diejenigen Motive, durch die er oder die, welche er zu leiten hat, bestimmt werden. Diese Verantwortlichkeit ist es, welche wir seine Freiheit nennen, oder mit andern Worten: seine Fähigkeit, in seinem Leben die Motive überwiegend zu machen, welche ihn zum Guten bestimmen. In diesem Sinne

ist auch die Gesellschaft verantwortlich dafür, daß sie in ihrem Schoße die Motive geltend macht, welche zum Guten führen.

Ja, wir Menschen vermögen eben innerhalb gewisser Grenzen die Notwendigkeit mit Bewußtsein vorzubereiten und dadurch von uns aus zu bestimmen.

Gibt es eine bedingte Freiheit des Willens, so erschließt sich damit zugleich die Möglichkeit, den menschlichen Charakter zu verändern, zu läutern. Das wird heute von vielen geleugnet; sie behaupten, das Grundwesen eines Menschen bleibt stets dasselbe, er kann niemals dagegen ankämpfen. Mag es nun auch für die einmal angeborene Grundlage Schranken geben, über die sie niemals hinausgelangen kann, so besteht doch für ihre Entwickelung kein absoluter Zwang. Die gleiche Energie, die bei günstigen Umständen das Leben zu steigern vermag, kann bei ungünstigen Einflüssen zum Verderben führen. Allerdings wird die Veränderung meistens langsam vor sich gehen. Wir selbst vereinigen in uns die Erfahrungen zahlreicher Generationen und wirken wieder auf zahlreiche Generationen ein; das gilt nicht nur von der leiblichen Nachkommenschaft. Da nun jeder Organismus seinen Lebensinteressen gemäß mit der Zeit seine Organe verändert, warum sollen sich nicht auch die menschlichen Charaktereigenschaften durch Generationen hin verändern und zwar bewußtvoll läutern lassen? Das kann freilich nur durch unermüdliche Einzelarbeit geschehen. Die Indische Religion stellt das tiefsinnig in der Lehre von der Wiederverkörperung dar. Hiernach muß jede Seele solange wieder in andre Körper eingehen, bis sie eben reif ist für Nirwana, reif für die völlige, wunschlos-selige Vereinigung mit dem All. Dies lasse ich dahingestellt. Doch halte ich es nicht für recht, zu sagen: Wozu soll ich mit meinen Fehlern ringen? Es nützt ja doch nichts, ich bleibe ja doch derselbe. — Ich bin überzeugt, jeder Sieg, den wir unsern verderblichen Neigungen abgewinnen, jede Tat, in wahrhafter Liebe und Herzensreinheit getan, bringt gute Frucht. Ich verstehe darunter nicht krämerhafte Belohnung, sondern Frucht, wie sie eben ein Baum bringt, frei natürlich und notwendig zugleich.

In seiner Freiheit stellt sich unser Geist nun selbst Ziele, und seine höchsten Ziele sind eben die Ideale. Vom allgemeinen Zusammenhange aus betrachtet sind alle Ideale Notwendigkeiten, vom Standpunkte des einzelnen Menschen aus betrachtet, sind es der Erfahrung und der schöpferischen Selbstbesinnung entstammende freie höchste Ziele, für die ein jeder sich entscheiden kann oder nicht.

Das Ideal und seine Stellung zur Urwirklichkeit. Die Deutung des Idealen ist bisher meistens nur mit Hilfe metaphysischer Annahmen versucht worden. Schiller sagt in seinem Gedicht: „Das Ideal und das Leben“:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Aber auch ein nüchterner Zoologe wie Wilhelm Haacke, dem ich manche Anregung verdanke, erklärt in seinem Werke „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale“ die Entstehung der Ideale „als tief im Wesen des Weltprozesses begründet“; sie beruht „auf dem Streben nach immer größerem Gleichgewicht, von dem alle Materie beseelt ist“. Unser Wahrheitsideal z. B. besteht darin, ein absolutes Gleichgewicht zwischen den von uns gemachten Erfahrungen herzustellen, d. h. so viele Erfahrungen zu sammeln, daß keine neue Erfahrung mehr geeignet ist, das Gleichgewicht zwischen den gemachten zu stören. Haacke nennt seine Arbeit ausdrücklich nur einen „Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft“ und solch Versuch, wenn er so gründlich und vorsichtig wie von Haacke durchgeführt wird, bleibt immer dankenswert. —

Soll indessen das Ideal für unsre Wirklichkeit vollen Wert erhalten, so darf seine Aufstellung nicht im metaphysischen Sinne vollzogen werden. Gegenüber allen metaphysischen Erklärungen des Idealen möchte ich es so recht vermenschlichen und jedem nahe bringen. Dazu bedarf es aber noch einer Verständigung über die Metaphysik und ich muß zunächst noch einmal auf die Erkenntnistheorie zurückkommen.

Die Erkenntnistheorie lehrt, alle unsre Erkenntnis richtet sich nach unsern Erkenntnisorganen, wir müssen daher sehr wohl unsre Erkenntniswelt, auch Welt der Erscheinungen genannt, von der ihr zugrunde liegenden Metaphysis, von der Urwirklichkeit, wie ich die Metaphysis nenne, unterscheiden. Die Lehre von der Urwirklichkeit heißt Metaphysik. Metaphysisch oder urwirklich ist, was zum Urwesen der uns unmittelbar gegebenen Wirklichkeit gehört. Auf die Urwirklichkeit beziehen sich alle Aussagen über Gott, über die Seele, über den Weltanfang, die Weltentwicklung und das Weltende, alle Untersuchungen über die Grundnatur von Raum, Zeit, Stoff, Kausalität und ähnliche Probleme.

Die erste der erkenntnistheoretischen Fragen wird daher jetzt genauer lauten: Besitzen wir Menschen für unsre Wirklichkeit, für die Welt der Erscheinungen allgemeingiltiges Erkennen?

Sie kann nur mit Einschränkungen bejaht werden. Unsere Erkenntnis geht in Begriffen vor sich. Diese Begriffe vermögen nun aber das Gemeinsame, Allgemeingiltige in den Gegenständen niemals genau zu fassen. Kein Mensch denkt sich bei einem Begriffe das Gleiche wie sein Nachbar; ein jeder deutet den Begriff nach seiner Natur, nach seiner Erfahrung, nach seinen erworbenen Fähigkeiten. Aber noch mehr, selbst die Begriffe des einzelnen Menschen wechseln fortwährend ihre Bedeutung. Mit zwanzig Jahren urteile ich über Freiheit anders als mit fünfzig Jahren. Alle unsre Begriffe sind demnach schwebend, fließend, veränderlich und ermöglichen nur eine ungefähre Verständigung zwischen zwei Menschen. Ich verweise hier auf Fritz Mauthners Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Er zeigt darin ausführlich, welch unvollkommenes Mittel die Sprache ist, sich mit einander ganz zu verständigen oder wissenschaftliche Erkenntnis ans Licht zu bringen. Mauthner ist Sensualist, er läßt nur das mit den Sinnen Wahrnehmbare gelten. Ich teile seine Lebensanschauung nicht, halte aber seinen Kampf gegen unsern Worthunger, gegen unsre Wortliebe und unsre Worteitelkeit für sehr gerechtfertigt. Mauthner erinnert uns wieder einmal deutlich daran: Es gibt auch eine erzieherische Macht des Zweifels.

Die Einsicht in die Beschränktheit unsres Erkenntnisvermögens könnte einen tief veranlagten Menschen mutlos stimmen. Richtete sich der Wert der menschlichen Erkenntnis allein nach ihrer Allgemeingiltigkeit, so wäre sie allerdings ein schlechter Führer aus den verschlungenen Irrwegen des Zweifels. Neben der Allgemeingiltigkeit schätzen wir an unserm Denken aber noch das Schöpferische; dies wird von den modernen Erkenntnistheoretikern zu sehr vernachlässigt. Die meisten fassen das Erkennen als bloßes Wissen, als einseitige Verstandestätigkeit auf, die in der Logik gipfelt. Wir Menschen wollen aber vor allen Dingen leben; wenn unser Wissen nicht davon erfüllt ist, bleibt es eben tot. Mir erscheint daher die wichtigste Frage, an der auch die Erkenntnistheorie nicht vorübergehen darf, diese: Gibt es eine Erkenntnis, bei der wir glücklich leben und in Frieden sterben können?

Das Schöpferische allein vermag uns mit der großen Bedingtheit unsrer Erkenntnis auszusöhnen; nur durch das Schöpferische erhält sie erst wahren menschlichen Charakter und jede Wissenschaft ihren Wert.

Im nächsten Teil dieses Buches werde ich das Geistig-Schöpferische nach seinen Hauptbeziehungen entwickeln, hier

will ich nur kurz angeben: Die Anlage zum Schöpferischen ist allen Menschen gemeinsam, wenn sie auch bei den Einzelnen nicht gleich mächtig hervortritt. Das Schöpferische ist ein persönliches Erleben, das Innewerden von einer Gewalt über meine Mitmenschen und die mich umgebenden Dinge; es ist ein Gefühl des steten, sichern Wachsens, des stärker Werdens meiner eigensten Macht; es ist ein köstliches Schweigen und doch beredt, ein Mitteilen und Empfangen über alle Worte und Begriffe hinweg, in Taten; es ist eine selige Unruhe, die zum Frieden führt.

Und nun zur Metaphysis, zur Urwirklichkeit. In der Geschichte der Philosophie bewiesen sich gerade metaphysische Annahmen als systembildend; sie waren meistens der Mittelpunkt, wonach alles übrige sich richtete. Mit dem Erscheinen der Erkenntnistheorie wurden jedoch diese festgefügten philosophischen Systeme seltner. Die Philosophen begannen sich zu besinnen und zu streiten, ob die Metaphysik eine Wissenschaft sei oder nicht. Dieser Streit wäre überflüssig, wenn wir die Gewißheit hätten, die Dinge wären in ihrem Wesen genau so, wie wir sie erkennen. Dies trifft nun aber nicht zu.

Ich will versuchen, dem Leser dies klar zu machen. Wir sahen vorher, jeder Mensch besitzt gemäß seiner Individualität sein eigenes Weltbild. An der Stelle, wo jemand ist, auch in geistiger Beziehung, kann kein andrer sein. Obschon sich nun diese subjektiven Weltbilder der einzelnen Menschen niemals genau ganz gleichen, so haben sie doch gewisse Gemeinsamkeiten. Die Summe von Vorstellungen, die z. B. eine Blume in mir hervorruft, wird jeder gesunde Mensch eben auch als eine Blume betrachten, obschon ein jeder, der die Blume ansieht, sein von allen andern verschiedenes Bewußtseinsbild davon hat.

Die Vorstellungen zweier Menschen von demselben Gegenstand gleichen Flächen, die sich nur teilweise decken; sie besitzen gewisse Gemeinsamkeiten, stimmen aber nie genau mit einander überein. Wie kommen nun die persönlichen Weltbilder mit ihren Gemeinsamkeiten und mit ihren Verschiedenheiten zu stande? Die einfachste Erklärung hierfür ist die, daß allen diesen Weltbildern eine einzige Welt an sich zu Grunde liegt. Von dieser empfängt unser Bewußtsein Reize und bildet daraus die uns umgebende Wirklichkeit, auch „Welt der Erscheinungen“ genannt. Jetzt verstehen wir, warum die Weltbilder der einzelnen Menschen nie genau mit einander übereinstimmen, weil eben jeder Mensch zur Welt an sich eine besondere Stellung hat; wir verstehen aber auch, wie alle diese persönlichen

Weltbilder dennoch Gemeinsames besitzen, weil sie eben sämtlich durch die eine Welt an sich hervorgerufen werden.

Die Welt der Erscheinungen besteht also aus einer Verbindung der Welt an sich und individuellen Bewußtseinsvorgängen, und kann daher der Welt an sich allein nicht gleichen. Denn das hieße doch, ein Ding soll einmal gleich der Verbindung zweier Dinge sein und dann auch gleich einem von diesen Dingen allein.

Wie die Welt an sich ist, wissen wir nicht. Wo immer Erkennender und Erkenntnisgegenstand nicht eins sind, ist ja eine Erkenntnis an sich des Gegenstandes nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen. Eine Erkenntnis der Welt an sich verlangen, hieße entweder die Mittätigkeit des Erkennenden beim Erkennen aufheben und somit die Erkenntnis eben selbst aufheben, oder den Erkennenden mit dem Erkenntnisgegenstand völlig eins werden lassen, was für uns Menschen nicht zutrifft.

Wir nehmen nichts Urwirkliches wahr, sondern nur Reize, die von der Urwirklichkeit ausgehen und von unsern Erkenntniswerkzeugen verarbeitet werden. Ich kann hier nicht weiter auf diese wichtige Frage eingehen. Wer sich darüber näher unterrichten will, lese Paul Apels Abhandlung „Geist und Materie“ oder Eduard von Hartmanns Schrift „Das Grundproblem der Erkenntnistheorie“. — Das Ungenügen, das jeder tiefere Denker bei jeder neuen Erkenntnis instinktiv empfindet, erstreckt sich nicht allein auf den geringen Umfang des menschlichen Wissens. Es beruht nicht allein darauf, daß uns jede neue Erkenntnis zeigt, wie viel noch zu tun übrig bleibt. Das Ungenügen erstreckt sich auch auf die ganze Art unsrer Erkenntnis. Wir hören, um mich eines musikalischen Ausdrucks zu bedienen, im günstigsten Falle immer nur Transskriptionen, keine Originalkompositionen.

Ich gebrauche für Metaphysis statt der üblichen „Dinge an sich“ den umfassenderen Ausdruck „Urwirklichkeit“. Denn ob den Dingen in der Erscheinungswelt mehrere Dinge an sich gegenüberstehen, bleibt unentschieden. Auch halte ich Bezeichnungen wie „transscendente Kausalität“ für unberechtigt. Denn der Kausalität in unserer Wirklichkeit braucht keine Kausalität in der Urwirklichkeit zu entsprechen. Wir müssen uns überhaupt bemühen, unsere menschliche Anschauungsweise so wenig als möglich auf die Urwirklichkeit zu übertragen. Wohl ist es richtig, daß wir mit jeder Lebensregung ins Unerfahrbare hinübergreifen; denn leben heißt in Verbindung mit etwas Anderem sein. Auf mich wirken kann aber die Umwelt doch nur durch bewußte oder unbewußte Vorgänge in mir; von der

Existenz der Umwelt erlange ich doch nur Kunde durch Vorgänge in mir. Mit jeder Beziehung zur Umwelt meinen wir immer etwas außer uns, wohin wir in Wahrheit doch nie gelangen. Dieser Zwang, der für die Erscheinungswelt allen Menschen gemeinsam ist, besteht nun aber für die Urwirklichkeit nicht. Wenn ich von einem Gebäude sage: Dies ist ein Haus, so meine ich damit einen Gegenstand außer mir, obschon dieser von mir aus gesehen nichts weiter ist als eine Summe individueller Vorstellungen; denn was dem Hause in der Urwirklichkeit entspricht, weiß ich eben nicht. Obschon ich also mit meiner Behauptung: Dies ist ein Haus, ins Unerfahrbare hinübergreife, wird mir doch jeder Mensch beistimmen. Wenn ich dagegen behaupte: Was der Wirklichkeit zu Grunde liegt, ist der Wille, und diesen Satz noch so scharfsinnig ableite, so wird er allgemeinmenschliche Giltigkeit nicht haben; ja, meistens werden solche Sätze über die Urwirklichkeit nur rein persönliche Bedeutung besitzen.

Von der Urwirklichkeit dürfen wir nur mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen: Sie existiert und steht mit unsrer Wirklichkeit irgendwie in einem nicht näher bestimmbaren Zusammenhang. Eben darum, weil eine Verbindung, die freilich für uns geheimnisvoll bleibt, zwischen beiden Welten besteht, ist unsre keine bloße Scheinwelt, sondern besitzt volle Realität. Hierbei müssen wir uns jedoch immer bewußt bleiben, daß „Sein“ und „In Verbindung sein“ für die Urwirklichkeit etwas andres bedeutet als für unsere Erscheinungswelt. Diese beiden Annahmen liegen gleichsam an der Grenze der Erkenntnistheorie, dort, wo schon das Reich der Mystik beginnt. Nun aber weiter zu gehen und etwa von der Wechselwirkung der Dinge an sich zu reden und hierauf nun ein ganzes System über die letzten Fragen des Daseins aufzubauen, halte ich für unberechtigt. Denn weitreichende Überzeugungskraft werden solche Ausführungen — mögen sie noch so tiefsinnig sein — doch nicht haben; sie führen meistens nur zu logischen Spitzfindigkeiten, die dem Ansehen der Philosophie nur schaden können. Sie erscheinen mir zu abstrakt, zu starr, zu entfernt vom Leben. Unser Dasein ist eben nicht nur logisch. Leben heißt kämpfen, heißt voll Widersprüche sein. Diese Widersprüche kann ich wohl als lebendige Persönlichkeit in einer Einheit zusammenfassen, aber nicht im Denken.

Neuerdings wurde der Kampf um die Metaphysik namentlich durch die Spiritisten wieder angeregt. Von der Erkenntnistheorie aus läßt sich gegen die Annahme, es gäbe Wesen mit

andern Erkenntnisorganen, als wir sie besitzen, nichts einwenden. Die Wirklichkeit solcher Wesen wäre anders als unsere Wirklichkeit, sie bliebe aber doch abhängig von dem Erkenntnisvermögen der Wesen, sie bliebe mithin eine Welt der Erscheinungen. An die Urwirklichkeit selbst kämen auch solche Wesen unmittelbar nicht heran. Wenn daher die Spiritisten behaupten, durch ihre Versuche würde die Metaphysik unzweifelhaft zur Wissenschaft erhoben, so ist das eben ein dogmatischer Hochmut, der mit aller Schärfe zurückgewiesen werden muss.

Ich halte die Metaphysik für keine Wissenschaft, aus zwei Gründen:

1. Bisher führten alle metaphysischen Behauptungen zu Verneinungen oder zu Antinomien, d. h. unvermeidbaren Widersprüchen. Ein Gebiet aber, das nur aus verneinenden und widerspruchsvollen Sätzen besteht, kann nicht zu den Wissenschaften gerechnet werden.

2. Die Wissenschaften müssen, wie ich oben zeigte, ihren Gegenstand schöpferisch behandeln, sie müssen in gewisser Weise über ihrem Gegenstand stehen, ihn beherrschen. Dies ist uns Menschen aber für die Urwirklichkeit unmöglich. Noch niemals ist der Nachweis erbracht, ein Mensch hätte auf die Urwirklichkeit schöpferisch eingewirkt.

Hiernach brauche ich wohl kaum zu erwähnen, wenn ich von Wesen, Wirklichkeit und ähnlichen Vorstellungen in dieser Betrachtung spreche, so geschieht dies immer nur im erkenntnistheoretischen Sinne, falls ich nicht ausdrücklich die urwirkliche Bedeutung betone.

Es gab und gibt viele Forscher, die behaupten: Da es uns Menschen einmal versagt ist, die Urwirklichkeit zu erkennen, so sollten wir uns damit auch nicht mehr beschäftigen; das führt nur zu unfruchtbaren Gedankenspielereien.

Darauf ist zu erwidern:

1. Der Erkenntnistheoretiker hat auch zur Metaphysik, obschon nur abwehrend, Stellung zu nehmen. Wer also die Notwendigkeit der Erkenntnistheorie zugibt, muß auch ein bestimmtes Eingehen auf metaphysische Probleme gutheißen. Schon das historische, genetische Interesse, wie wir zu unserer heutigen Einsicht gekommen sind, nötigt uns, die Metaphysik zu berücksichtigen.

2. In den metaphysischen Versuchen gibt sich nicht nur Spitzfindigkeit und hohle Grübelei kund: auch in ihnen macht sich der Trieb nach Wahrheit, nach Klarheit, nach Vollkommenheit

bemerkbar; jene mystische und doch echt menschliche Sehnsucht nach dem Urquell des Seins. Die Erfahrung zeigt, viele Menschen befriedigt die bedingte Erkenntnis, wie sie die Erscheinungswelt nur geben kann, nicht völlig; sie sehnen sich nach dem Unbedingten. Mehr noch als der Verstand hat daran ja der Charakter teil. Wie jemand sich zu den letzten Fragen unseres Daseins verhält, das bestimmt oft seine ganze Lebensrichtung. Tatsache bleibt doch, daß die bedeutendsten Charaktere sich mit metaphysischen Fragen beschäftigten, und wahrscheinlich wird es immer Menschen geben, die durch den Glauben beglückt werden: So dunkel, verworren und zwiespältig, wie die Dinge hier oft erscheinen, sind sie im Grunde nicht; unsre Unvollkommenheit ist es, die unser Erkennen trübt. Aber einst werden auch wir zur Klarheit gelangen. —

Wenn ich vorher von zwei Welten sprach, von der Urwirklichkeit und von unserer Erkenntniswelt, so ist das nicht so zu verstehen, als ob diese zwei Welten getrennt und für sich neben einander beständen. Sie verhalten sich vielmehr wie Gegenstand und Reizwirkung. Es gibt im Grunde nur eine einzige Welt, die Urwirklichkeit; sie ist von uns aber unmittelbar nicht zu erkennen. —

Obschon ich daher die Metaphysik von dieser Betrachtung grundsätzlich ausschließe, so unterschätze ich sie darum doch nicht. Ich glaube, recht bejahen kann jemand das Leben nur, wenn er sein kleines Einzeldasein sicher im ewigen, unvergänglichen Urquell alles Seins geborgen fühlt. Ich glaube, zur Abrundung einer wertvollen Lebensanschauung kann ein metaphysischer Hintergrund mit seinen weiten, ahnungsvollen Ausblicken viel beitragen, aber er liegt in mystischer Dämmerung. Solche Ahnungen über die Urwirklichkeit in Worte zu fassen, ist freilich ungemein schwer, weil unsere Sprache, entstanden im Reiche der Erscheinungen und für dieses Reich bestimmt, nicht einmal dafür genügt, geschweige denn für eine Welt im Grunde der Erscheinungen. Darum bleibt jeder Versuch, sich über die Urwirklichkeit zu äußern, immer nur ein Stammeln, ein Andeuten in unzulänglichen Gleichnissen.

Metaphysik darf niemand grüblerisch betreiben, als ob wir Menschlein auf unserm kleinen Wanderstern mit unsern beschränkten Fähigkeiten je etwas sicheres über den letzten Grund und Zweck des Weltganzen erführen. In der Philosophie sprechen wir daher besser von Lebensanschauung statt von Weltanschauung. Metaphysik soll jemand nur glaubend, erwartend und ohne jeden Fanatismus betreiben mit dem Troste, wie Johannes Volkelt

sagt: Was für uns denkunmöglich ist, braucht darum noch nicht existenzunmöglich zu sein.

Wer also einer Ergänzung des Idealen ins Urwirkliche hinein zu seiner Befriedigung bedarf, mag sie sich selbst hinzufügen. Ob das Ideal seinen letzten Ursprung göttlicher Liebesgnade verdankt, ob es nach pantheistischer Auffassung tief im Wesen der Weltentwicklung begründet ist, ob es uns die Gewähr für ein besseres Leben nach dem irdischen Tode bietet, diese Fragen darf ich in einer grundlegenden Arbeit nicht berücksichtigen. Für meine Untersuchungen entspringt das Ideal nur aus der uns unmittelbar gegebenen Wirklichkeit und ist auch nur für diese bestimmt. Ich werde den Leser immer bloß an zweierlei erinnern, an Erfahrungstatsachen, der Wirklichkeit entnommen, und an die Selbstbesinnung, kraft deren wir den Wert der Erfahrungstatsachen für unser geistiges Leben bestimmen und nachprüfen. Ich spreche von Erfahrung und Selbstbesinnung. Die Erfahrung allein kann uns nämlich nur Einzeltatsachen, Tatsachen ohne Verbindung, ohne Ordnung geben; sie kann nur ein Nacheinander, nicht ein Füreinander, ein Abhängigkeitsverhältnis der Tatsachen feststellen. Wir Menschen streben indessen immer danach, in die Tatsachenmenge Zusammenhänge zu bringen. Solche planvolle Tätigkeit unsres Geistes nenne ich Selbstbesinnung. Die Fähigkeit für diese, von allen metaphysischen Abschweifungen freie Selbstbesinnung besitzt jeder gesunde Mensch; sie ist eine Äußerung unsers geistigen Lebens. Wer sie leugnet, der spricht unserm Geiste jede planvolle überlegende Tätigkeit, ja das Leben selbst ab. Jedes Ideal beruht sonach für mich auf Erfahrungstatsachen, die durch geläuterte Selbstbesinnung zu einem geistig-schöpferischen Lebensantriebe umgeformt sind.

Mögen wir uns die Urwirklichkeit ausdeuten, wie wir wollen, in der Stellung zum Ideal können wir alle, die wir das Leben bejahen, uns zusammenfinden; die wichtigste Tat des Lebens kann uns alle vereinigen.

Das Unerreichbare am Ideal. Das Ideal geht aus der uns angeborenen, läuterungsbedürftigen aber auch läuterungsfähigen Selbstbesinnung hervor und damit ist uns auch zugleich verbürgt, es gehört zu unsrer menschlichen Natur, wir können uns ihm nähern. Ganz erreichen werden wir es allerdings niemals, weil seine Eigenschaften unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit besitzen. Diese Eigenschaften sind eben keine starren bewegungslosen Beschaffenheiten, sondern Tätigkeiten, deren Um-

fang sich erweitern, deren Kraft sich steigern läßt. Jedes Ideal ist daher in seiner vollen Entfaltung unerreichbar. Das aber darf uns die Freude an dem bereits Errungenen nicht nehmen. Es ist nicht recht, über der Zukunft die Gegenwart zu vergessen.

Das Persönliche und Überpersönliche am Ideal. Das Ideal ist Sache der Persönlichkeit. Für jeden gibt es nur einen Weg dahin, seinen Weg, wohin ihm niemand vorangehen und nachzufolgen vermag. Meine Ausführungen sollen nur dazu dienen, dem Einzelnen das Auffinden dieses Weges zu erleichtern. Jedes Ideal fordert Entschlossenheit, Treue und Opfermut; es fordert den ganzen Menschen. Ein nur gewußtes Ideal bedeutet wenig. Ein Ideal ist kein System, sondern eine fortwährende Aufgabe. Der Mensch, dem sich ein Ideal zu erschliessen beginnt, wird oft erst nach hartem Kampf zur Klarheit gelangen; indessen sollen die Bemühungen um ein Ideal nicht qualvoll und hastig sein, sondern schliesslich doch immer beschwichtigen und beglücken. Ein Ideal soll dem Menschen ein immerdar wachsendes Glücksgefühl bereiten. Wertvoll fürs Leben kann ein Ideal immer nur durch freudige Hingebung werden, durch jene innige Gemeinschaft, wo der Mensch dann von sich und dem Ideale sagt: Es ist mein und ich bin sein.

Das Ideal ist wohl persönlich, aber nicht egoistisch. Es entstammt der Persönlichkeit und doch zugleich einer dem Einzelnen überlegenen Geisteswelt; es ist bestimmt für die Persönlichkeit und zugleich mitbestimmt für eine überpersönliche Gemeinschaft. Ein ideal gesinnter Mensch weiss: Mein Vorteil kann sich mit dem Vorteil meiner Mitmenschen sehr gut vertragen. Er sagt nicht: Ich will leben, darum suche ich meine Mitmenschen zu unterdrücken, sondern: Ich lebe und sie sollen auch leben. Das Ideal ist persönlich aber auch zugleich volkseigen. Nur ein Ideal, das bereits von einer Gesamtheit still und unbewußt empfunden, besitzt wahre Lebenswerte. Der Einzelne hat das, was im Volke sich schweigsam regt, nur deutlich auszusprechen, ins klare Bewußtsein zu rufen. Damit ist auch zugleich gesagt, ein Ideal wendet sich nicht an einzelne bevorzugte Stände, sondern an alle Volksgenossen, es muß für alle, für Gelehrte und Ungelehrte, für Reiche und Arme, für Starke und Schwache verständlich und wirksam sein.

Das Ideal und die grundlegende Literaturbetrachtung. So vereinigt das Ideal mannigfache Gegensätze in sich; Notwendigkeit und Freiheit, Persönliches und Überpersönliches, Erreichbar-

keit und Unerreichbarkeit, Erfüllung und Sehnsucht, Frieden und Kampf; und tiefe Geheimnisse umgeben es, so tief und unerforschlich wie das Leben selbst. Trotzdem bleibt es eine wichtige und lohnende Aufgabe, was am Ideal aufgeklärt werden kann, nun auch wirklich mit kritischer Besonnenheit aufzuklären, denn nur so vermögen wir es vor Verworrenheit und vor Geringschätzung zu bewahren.

Ich möchte nun jedem eine recht anschauliche Vorstellung von einem sehr wichtigen Ideale, nämlich vom Meisterbuche, geben. Ich spreche von kommenden Meisterschriftwerken. Eine Philosophie der geläuterten Erwartung, die darüber freilich nicht die Gegenwart vergißt, die durch stetiges Vollenden und Angreifen neuer Aufgaben sich zu veredeln bemüht, scheint mir die menschenwürdigste zu sein. Ich spreche von kommenden Meisterschriftwerken; sie gehören nicht erst einer fernen Zukunft an, wir selbst können sie noch vorbereiten und erleben.

Die grundlegende Betrachtungsart der Literatur ist durchaus eine naturgemäße Folge der kritischen Philosophie und muß viele Werke der Vergangenheit, die bis heute hochgeschätzt sind, von ihrem reiferen Standpunkte aus anders bewerten. Wenn ich also vieles in der sogenannten klassischen Literatur, darunter vielleicht mancherlei, was dem Leser lieb ist, als unkritisch bezeichne, so geschieht dies nicht etwa aus Anmaßung oder der Sucht, die Klassiker herabzusetzen. Die Klassiker leisteten für ihre Zeit das Höchste. Da aber damals erst die kritische Philosophie begann und daher eine Behandlung der Literatur im grundlegenden Sinne noch nicht vorhanden war und vorhanden sein konnte, so konnten die Klassiker gar nicht alles Kritiklose aus ihren Schriften ausscheiden. Das ist kein Vorwurf für sie, das lag an ihrer Zeit. Jeder Physiker weiß heute mehr von der Elektrizität als Volta im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Wir beleidigen doch Voltas Andenken nicht, wenn wir diese Tatsache feststellen. Unsrer Betrachtungsart bleibt jede Anmaßung fern, weil sie eben ein Ergebnis der natürlichen Entwicklung ist und ihre natürlichen Forderungen nie überhebend werden können. Sie wird mit dem vollen frohen Bewußtsein, mit ihr beginne eine bessere reifere Periode der Meisterliteratur, durchaus eine gerechte Würdigung der vergangenen Entwicklung vereinigen. Meine Hauptaufgabe liegt nicht darin, die bestehende Literatur anzugreifen, sondern vielmehr von nun an das Erscheinen mittelmäßiger und schlechter Bücher einzuschränken und damit auch zugleich eine Läuterung des Schrifttums anzuregen.

Ich sagte vorhin, wir können das neue Ideal nur im engen Anschluß an die Erfahrung gewinnen, oder anders ausgedrückt: Nur mit Hilfe der Vergangenheit. Alle Erfahrung gehört ja der Vergangenheit an. Die Vergangenheit selbst hilft das neue Ideal mitbilden und muß auch in beschränktem, ihr selbst noch unbewußtem Sinne daran teilhaben. Manche Werke der Vergangenheit müssen manchen Forderungen des Ideals entsprechen. Die grundlegende Betrachtungsart wird also die literarischen Werke der Vergangenheit in doppelter Weise sichten, in einer abweisenden und zustimmenden.

Plan der grundlegenden Literaturbetrachtung. Der Plan meiner Untersuchung wird dieser sein. Zuerst erschließe ich aus dem Wesen des Meisterbuches seine Haupteigenschaften. Für jede von ihnen gebe ich Beispiele aus der Literatur; Beispiele, die diese ideale Forderung erfüllen und andre Beispiele, die ihr nicht genügen. Ich werde dabei recht verschiedene Richtungen der gesamten Literatur berücksichtigen, mich aber für eine Haupteigenschaft stets mit sehr wenigen Beispielen begnügen, ich muß es dem Leser anheimstellen, meine Darstellung durch Beispiele aus seiner Erfahrung zu ergänzen. Der Hauptzweck dieser Schrift ist gerade der, ihn zu dieser Ergänzung in Gegenwart und Zukunft anzuregen. Solche ergänzende Sichtung des Lesers bildet den einzigen Weg, um dem neuen Ideale näher zu kommen.

Die „Gedanken über eine deutsche Meisterschule zur Erforschung des Schöpferischen“ bilden den Schluß der Betrachtung. Ich möchte damit auch einen praktischen Vorschlag geben, unsre Literatur zu läutern. Die Meisterschule soll nämlich Klarheit über die Wichtigkeit eines veredelten und veredelnden Schrifttums in den weitesten Kreisen des Volkes planvoll verbreiten.

II.

Die Haupteigenschaften des Meisterbuches.

Der Weg zu den Haupteigenschaften.

Wollte ich, um die Haupteigenschaften des Meisterbuches aufzuzeigen, von irgend einem mir bekannten Buche ausgehen, dessen Eigenschaften nun erklären und sie als vorbildlich hinstellen, so würde das zu argen Willkürlichkeiten führen. Denn das Lesegebiet eines einzelnen Menschen bleibt immer sehr beschränkt. Niemand ist sicher — und wäre er noch so vertraut mit der Literatur — das beste Buch unter den ihm bekannten Werken auch anzutreffen. Aber selbst wenn dies möglich wäre, so könnte ein solches Buch doch nur für seine Richtung und für seine sehr eng begrenzte Zeit vorbildlichen Wert haben. Wohl sind in einzelnen Büchern einzelne Eigenschaften, ja selbst alle Eigenschaften des idealen Buches vorhanden, doch niemals voll entwickelt und stets umgeben, oft auch verdeckt von andern zufälligen unvollkommenen Bestandteilen. Diese Bestandteile mit für das Ideal hinreichender Deutlichkeit von einander zu trennen, wird niemals gelingen, weil der Blick in ein solch zusammengesetztes Gebilde, wie es ein Buch darstellt, bei den einzelnen Lesern ihrer verschiedenen Begabung und Lebensweise gemäß auch anders ausgebildet ist. Nicht immer wird die gleiche Eigenschaft eines Buches von allen Lesern als wesentlich beachtet werden. Was der eine für wichtig hält, wird der andre vielleicht gar nicht oder nur flüchtig bemerken. Wohl darf ich die einzelnen Eigenschaften von mir bekannten Schriftwerken, nachdem ich auf einem andern Wege das Wesen des Meisterbuches erschlossen, zur Verdeutlichung dieses Ideals heranziehen, niemals aber kann mir die Zergliederung eines einzelnen Werkes einen wahrhaft wertvollen Aufschluß über das Meisterbuch selbst geben.

Gelingt es mir dagegen, die Macht im menschlichen Geiste, der Bücher überhaupt ihr Dasein verdanken, oder wie ich es in der Einführung nannte, gelingt es mir, unser literarisches Vermögen in seinen Haupteigenschaften aufzuzeigen, so erhalte ich damit zugleich auch befriedigenden Einblick in das Wesen des Buches selbst; denn was sind Bücher anders als Stellvertreter dieses Vermögens, als Körper, worinnen diese Macht sich bannte, um vervielfältigt und unabhängig von ihrem Besitzer zu wirken. In ihr würde ich allerdings eine feste Grundlage für meine Ausführungen besitzen. Diese Macht ist nämlich allen Menschen gemeinsam und unwillkürlich. Diese Macht ist gegenüber den Büchern, die ihr Erzeugnis sind und daher nur mittelbare Werte, Werte zweiter Ordnung darstellen, etwas Unmittelbares. Diese Macht reicht weit über die Grenzen aller Literatur hinaus. Es gab bedeutende Menschen, die niemals ein Buch veröffentlichten. Ja, noch mehr, diese Macht reicht auch über die Sprache hinaus. Unsere Sprache vermag unserm geistigen Wesen nie ganz gerecht zu werden. Und wer je in ernster, mühevoller Arbeit mit der Sprache rang, wer je versuchte, tiefes Leid und tiefe Freude in Worten auszudrücken, der weiß auch, alle Worte, alle Schriftwerke sind nur ein Notbehelf, eine notdürftige Stellvertretung für diese ursprüngliche Macht in unserem Geiste, der weiß auch, nur die rechte Erkenntnis dieser Macht lehrt uns die Literatur recht verstehen und fördern.

Die Geistesmacht aber, die ein Meisterwerk hervorbringt, wird sich nicht grundsätzlich, sondern nur gradweise von der Macht, die ein mittelmäßiges Werk erzeugt, unterscheiden. Kenne ich also die Haupteigenschaften unseres literarischen Vermögens, so brauche ich sie nur harmonisch bis zum Höhepunkt zu steigern, um damit das Wesen des idealen Buches, des Meisterbuches, zu erhalten.

Das Geistig-Schöpferische. Ich sprach in der Einleitung von dem gewaltigen Einfluß, den das Buch auf jeden von uns ausübt. Wir kennen heute noch eine zweite Erscheinung, die, obschon nicht so umfassend wie das Buch, doch auch sehr viel dazu beiträgt, dem modernen Leben die ihm eigentümliche Gestaltung zu geben; ich meine die Maschine. Sie erweiterte, insbesondere seit ihr der Dampf als treibende Kraft zugeführt wurde, immer mehr ihre Herrschaft. Maßgebend für die Entwicklung des Maschinenwesens war bis vor einiger Zeit allein die Praxis. Sie kümmerte sich fast nur um die einzelne Maschine, zusammenfassende grundlegende Normen, die allen Maschinen

gemeinsam sind, kannte sie nicht. Da unternahm es **Franz Reuleaux** in seiner „Theoretischen Kinematik“, erschienen 1875, das Maschinenwesen nach großen, einheitlichen Prinzipien zu ordnen. Seine Theorie ist kein „Nachhinken“, sondern eine bedeutsame Ergänzung der Praxis.

> Ein Nachhinken, sagt er, braucht übrigens deshalb die Theorie immer noch nicht zu sein, wie sie es allerdings nicht selten gewesen ist; vielmehr faßt sie die in dem Vorfindlichen enthaltene Gesetzmäßigkeit erst recht zusammen; sie ballt aus den einzelnen Wahrheitsfunken erhellende Flammen, und ermöglicht dadurch neue und entschiedene Schritte auf der Bahn der Weiterentwicklung. Deshalb ist gegenseitige Achtung das richtige Verhältnis zwischen Theorie und Praxis des Maschinenwesens.

Reuleaux' Werk ist die erste Philosophie der Maschine; auch die Entwicklungsgeschichte und die soziale Bedeutung des Maschinenwesens wird darin berührt. Wir erkennen hier deutlich, wie erst die philosophische Betrachtung Ordnung und rechten Zusammenhang in ein Gebiet zu bringen vermag.

Von den kinematischen Elementen, die stets paarweise auftreten, gelangt Reuleaux zu den kinematischen Ketten, dann zu den Mechanismen und endlich zur vollständigen Maschine selbst:

> Eine Maschine ist eine Verbindung widerstandsfähiger Körper, welche so eingerichtet ist, daß mittelst ihrer mechanische Naturkräfte genötigt werden können, unter bestimmten Bewegungen zu wirken.

* * *

> Der Mechanismus ist eine geschlossene kinematische Kette; die kinematische Kette ist zusammengesetzt oder einfach, und besteht aus kinematischen Elementenpaaren; diese tragen die Umhüllungsformen zu den Bewegungen an sich, welche die einander berührenden Körper gegenseitig haben müssen, damit alle anderen Bewegungen als die gewünschten aus dem Mechanismus ausgeschlossen bleiben.

Die Kinematik oder Maschinengetriebelehre, besser noch Lehre vom Zwanglauf genannt, stellt sich ihm dar als:

> die Wissenschaft von derjenigen besonderen Einrichtung der Maschine, vermöge deren die gegenseitigen Bewegungen in derselben, soweit sie Ortsveränderungen sind, zu bestimmten werden.

Ich kann hier nicht Einzelheiten besprechen, deren Verständnis eingehende Kenntnisse in der Maschinenkunde erfordert. Die Hauptgedanken des Buches kann jedoch jeder verstehen.

Ein solch erster Versuch wird stets manche Fehler enthalten, ja, er kann selbst große Fehler aufweisen. Sein bahnbrechender Wert wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Reuleaux' Werk ist ein einzigartiges Buch; es schlägt für die Fortentwicklung des Maschinenwesens ganz neue Richtungen ein. Es ist ein notwendiges Buch; es sucht das schon lang und dunkel empfundene Bedürfnis nach Plan und Übersicht im Maschinenwesen klarzulegen und zu befriedigen. Reuleaux erkennt Maschinen als verwandt, die früher nicht dafür galten; er vermag ganze Reihen verschiedenartiger Maschinen unter einem Haupttypus zu vereinen. Sein Werk ist ferner ein mutiges, kraftvolles Buch, er fürchtet sich vor keiner althergebrachten Meinung, vor keiner Autorität. Es ist ein zukunftsreiches Buch. Ich erinnere nur daran, was Reuleaux über die kinematische Zeichensprache und über die kinematische Synthese sagt. Es erschließt sich so die Möglichkeit, das Erfinden, bisher ein unsicheres, zufälliges Finden, in ein wissenschaftliches Entwicklungsverfahren zu verwandeln. Die Anforderungen an die Geisteskräfte der Erfinder werden damit nicht etwa herabgesetzt, sondern im Gegenteil erhöht. Die „Theoretische Kinematik“ ist endlich ein verklärendes, erhebendes Buch; Licht, Ordnung, Vereinfachung geht von ihm aus, jene Lust, die uns immer überkommt, wenn wir Siege lebensreicher Gedanken feiern dürfen.

> Wir sehen uns gestärkt, sagt Reuleaux mit Recht, durch die Überzeugung, daß das Viele, welches geleistet werden soll, mit wenig Mitteln geleistet werden kann, und daß die Gesetze, nach welchen dies zu geschehen hat, unserer Erkenntnis offen liegen.

Kurz, was diesem Werk Wert verleiht, nenne ich das Geistig-Schöpferische.

Und diese schöpferische Kraft, diese Anlage unseres Geistes, von der alle Literatur stammt, werde ich also nun in ihren Haupteigenschaften aufzuzeigen versuchen.

Schon in der Einleitung nannte ich das Geistig-Schöpferische die eigentümliche auszeichnende Eigenschaft jedes Ideals und daher wird es auch hier, wo ich das Wesen eines bestimmten Ideals darstellen will, der einzige Gegenstand meiner Betrachtung sein. Für den menschlichen Geist gilt es, nur diese eine

schöpferische Tätigkeit auszubilden. Aus ihr flutet jedes heldenhafte Wollen, jede befreiende Erkenntnis, jede dichterisch-frohe Gestaltung. Alles, was der Geist ist und vermag, umschließt das Eine: Leben. Geistig-schöpferisch sein heißt aber nichts anderes als im höheren gesteigerten Sinne lebendig sein. Der Geist offenbart eben sein höheres Leben, indem er schöpferisch wird.

Zur geistig-schöpferischen Wirkung gehören stets zwei Persönlichkeiten, eine gebende und eine empfangende. Der Leser weiß nun, alles Geistige ist an Körperliches gebunden. Dieser Satz hat indes noch eine nähere Bestimmung nötig. Von den beiden Persönlichkeiten braucht nur die empfangende geistig und körperlich anwesend zu sein, während die gebende sich vertreten lassen kann, eben durch ein Buch. Der lebendige Geist bannt sich vermittelst der Schriftsprache in diesen Stoff und bleibt lebendig. Jedes gute Buch ist der Stellvertreter einer Persönlichkeit, jedes gute Buch lebt und erweckt Leben. Darin besteht der geheimnisvolle Zauber, der von ihm ausgeht. Doch wie soll ich ihn beschreiben? Leben und besonders höheres Leben will empfunden sein. Wohl lassen sich seine einzelnen Äußerungen beobachten und aufzählen, aber nur der empfängliche Leser wird darin eine wundervolle Einheit gewahr.

Die Anlage zum Geistig-Schöpferischen ist allen Menschen angeboren. Das bezeugt trotz ihrer Unvollkommenheit doch ganz deutlich die Sprache, ihre letzte Bestimmung bleibt doch, unser Dasein im Verkehr mit andern Menschen reicher zu entfalten und zu steigern. Im Volksliede, in den Volksepen, in den Kunststilen, in jeder grossen geschichtlichen Bewegung kommt das ferner zum Ausdruck. Freilich werden wichtige neue Gedanken zuerst von einzelnen führenden Geistern klar erkannt und mutig verfochten, doch schlummern meistens solche Neuerungen schon im Volk und harren nur ihres Auferweckers. Ohne lebendigen Anteil des Volkes vermag der Einzelne nur wenig. Der hohen Begabung eines bedeutenden Menschen, soll diese nicht versiegen, muß etwas Verwandtes, eine gewisse Empfänglichkeit im Volke entsprechen.

Die allgemein menschliche Bedeutung des Geistig-Schöpferischen bezeugt schließlich jene Erfahrung, nach der das Schöpferische sich in andern seiner Art als verwandt wiedererkennt. Selbst für jemand, der stumpf und philisterhaft geworden, wird es Augenblicke gegeben haben — vielleicht liegen sie weit, weit zurück in der Jugendzeit —, wo sich von einem andern reichen Geiste aus ein machtvoller, verklärender Trieb

auch auf das eigne Leben übertrug, wo er fühlte: Auch ich bin berufen, ein schöpferischer Mensch zu werden. Freilich verkümmert dieser Trieb bei den meisten gar bald. Spreche ich im folgenden vom Schöpferischen, so meine ich damit stets die Form seiner regen Entfaltung und gebrauche es dann in gleicher Bedeutung wie ideal.

Meine Aufgabe wird demnach sein, das Ideal, das Schöpferische im Hinblick auf die Literatur auszudeuten. Ich werde es mit Hilfe der Erfahrung und Selbstbesinnung in seine Grundrichtungen zerlegen. Der größeren Deutlichkeit halber grenze ich sie scharf gegeneinander ab. In der Einheit des Schöpferischen wirken sie jedoch stets zusammen und jede erfährt erst im Verein mit allen andern ihre rechte Bedeutung. Hier, wo es sich um das höhere Leben handelt, muß alles Erstarrende, Beengende streng vermieden werden; mehr wie in jedem andern Buche bin ich auf die verständnisvolle Mittätigkeit des Lesers angewiesen. Die schriftliche Aufzeichnung kann die Einheit des Schöpferischen nur nach und nach dem Leser vorführen. Um überhaupt meine Aufgabe beginnen zu können, muß ich manches vorwegnehmen, was erst später seine volle Erklärung und Vertiefung erfährt, und wiederum wird auch manches Spätere seine ganze Bedeutung erst im Zusammenhang mit Früherem finden. Nur also wenn der Leser stets genau auf den Zusammenhang achtet, nur wenn ihm das Frühere auch beim Weiterlesen gegenwärtig bleibt, wird er meiner Arbeit gerecht werden können und eine lebendige Vorstellung davon erhalten, was ich ein Meisterbuch nenne.

Bemerkungen über Beispiele. Für jede der Grundrichtungen gebe ich Beispiele aus der Literatur. Ich führe ein Buch für die Grundrichtung des Schöpferischen an, die es nach meinem Urteil am reinsten wiederspiegelt. Dadurch will ich ihm die andern durchaus nicht absprechen. Ich kann in diesem Werke meine Urteile nicht ausführlich begründen, ich fasse sie nach eingehender Lektüre kurz zusammen; es sind unbefangene Würdigungen. Ich will jedoch meine Ansicht dem Leser nicht aufzwingen, er soll selbst lesen. Über die Bewertung der Beispiele können immerhin geringe Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Leser und mir entstehen, die Haupteigenschaften des Meisterbuches, die durch diese Beispiele erläutert werden sollen, verlieren dadurch indessen nicht von ihrem vorbildlichen Wert. Sie bleiben giltig; das wird später noch klarer werden.

Ich beginne bei jeder Grundrichtung mit den sie verneinenden Büchern und bespreche zuerst die Beispiele aus der künstlerischen Literatur, dann aus den anderen Gebieten. Längere Auszüge aus Büchern rücke ich ein. Einige Zeilen führe ich von jedem Schriftsteller, den ich als Beispiel nahm, an. Es bleibt freilich immer mißlich, Stücke eines Buches aus dem Zusammenhang heraus mitzuteilen. Ich halte es jedoch gerade in meiner Betrachtung für notwendig, jeden Schriftsteller, wenn auch nur wenig, selbst reden zu lassen. Etwas von dem Charakter eines Menschen findet sich ja in jedem Satze, den er schreibt.

Alle Bücher, die ich im bejahenden Sinne anführe, sind darum noch nicht ideal. Ich will damit nur sagen, das Schöpferische, das höhere Leben überwiegt in ihnen.

Vielleicht wird der Leser manches Buch, das ihm bedeutend erscheint, in meiner Betrachtung vermissen, aber ich wiederhole, mir kommt es nicht auf die Menge der Beispiele an, ich bedurfte für meinen Zweck vor allem anschaulicher Gegensätze und zog oft vor, ein Buch, dessen Stellung zum Ideal sich nicht kurz und bündig bestimmen ließ, so große Vorzüge es auch sonst besitzen mochte, gar nicht zu nennen.

Oft sind ferner die Teile eines Buches von recht verschiedenem Wert. Es gibt Werke, in denen nur bestimmte Schilderungen, einige Charaktere, Szenen oder Gedichte wahrhaft gelungen sind. Wiederum kann eine Schrift im Einzelnen veraltete Anschauungen, arge Lücken und Fehler aufweisen und doch als Ganzes eine tiefe Wirkung ausüben. Die Mittel zur Verdeutlichung der idealen Grundrichtungen nehme ich aus der Literatur, wo ich sie finde, ob nun aus ganzen Büchern oder deren Teilen.

Um das Verständnis zu erleichtern, paßte ich bei Büchern aus älterer Zeit die Schreibweise und Interpunktion, in wenigen Fällen auch einzelne Worte selbst unserm modernen Sprachgebrauche an. Mein Buch ist für unsre Gegenwart und unsre Zukunft bestimmt; es soll aber das Quellenstudium nicht ersetzen.

Eben deswegen durfte ich mich auch nicht auf Bücher von bereits verstorbenen Schriftstellern beschränken. Einen toten Schriftsteller gerecht zu beurteilen, ist freilich leichter, als einen lebenden zu würdigen, weil wir bei diesem nicht seine ganze Wirksamkeit überblicken. Selten, aber immerhin möglich ist es, daß ein mittelmäßiger Schriftsteller im Alter uns noch ein reifes Werk schenkt. Ich wählte unter den lebenden Verfassern nur solche, deren Eigenart sich bereits in mehreren Werken hinreichend ausprägte.

Ich nahm in meine Sichtung auch Bücher ausländischer Schriftsteller auf. Die Haupteigenschaften des Meisterbuches entstammen ja einem allgemein menschlichen Vermögen und sind daher durch die Schranken der Nationalität nicht bedingt. Freilich werden die einzelnen Völker diese Eigenschaften in ihrem besonderen Sinne ausbilden. Die idealen Eigenschaften sind ja nicht starre dogmatische Forderungen, sie lassen dem Einzelnen und auch jedem Volksstamme eine Entwicklungsfreiheit. Wollen wir indes von andern Völkern lernen, wollen wir uns ihre Wahrheiten aneignen und ihre Irrtümer vermeiden, wollen wir unsre deutsche Literatur wirklich von verderblichen Schriften säubern, so müssen wir auch die in deutscher Sprache erscheinenden ausländischen Bücher berücksichtigen.

Das Wesen des Meisterbuches ist das Geistig-Schöpferische, das Geistig-Lebendige im gesteigerten Sinne, und so frage ich denn: Was ist die erste Grundeigenschaft dessen, was wir Leben nennen? und antworte: Die Einzigartigkeit. Unter allen Millionen von Menschen gibt es nicht zwei, deren geistige Begabung und Erfahrung völlig mit einander übereinstimmt. Alles Leben ist einzigartig, auch das Schöpferische, und daher unterscheide ich an dem Meisterbuche

I. Das Geistig-Schöpferische als das Einzigartige.

Etwas Eigenartiges wird sich in jedem Buche finden, auch in einem mittelmäßigen; denn ganz so, wie diese bestimmte Persönlichkeit sich darin offenbart, kann das keine zweite. Nur ist das Einzigartige hier teils wenig wertvoll, teils tritt es zu spärlich auf, wird durch die Menge des Althergebrachten, Angelesenen verdeckt. Solche Bücher gleichen Erzen, deren hüttenmännische Bearbeitung nicht lohnt, solche Bücher nenne ich farblos.

~~~

Da lebte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Leipzig der wackre **Gellert**. Seine Zeitgenossen, die Cramer, Gärtner, Ebert schätzten ihn sehr hoch. Ein Freund schrieb von ihm:

> Ein Pfleger des Geschmacks und selbst Original,
> ein Christ wie sein Erlöser milde.
> Er starb — und ließ in seinem Bilde
> der Welt die deutlichste Moral.

Allerdings gehörte Gellert in mancher Beziehung zu den vorbildlichen Menschen. Die vornehme Art, wie er vom Gelde
~~~

dachte, berührt wohltuend, und seine Bemühungen, der mißhandelten deutschen Sprache Natürlichkeit und Anmut zu verleihen, verdienen Anerkennung. Ein Original im höheren Sinne war er jedoch nicht. Ihm kam es in seinen Werken „mehr auf das Nützliche als auf das Neue, Außerordentliche“ an. Er vermochte nicht die Ereignisse seines Lebens eigenartig ergreifend auszugestalten. Viele Personen seiner Lustspiele besitzen jenen schablonenhaften Edelmut, der den reifen Leser ganz kalt läßt, andere wieder, wie Frau Richardinn in der „Betschwester“, handeln geradezu unsinnig. Gellerts einziger Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ baut sich nach Art der Schauerstücke aus Doppelehe, Blutschande und Giftmord auf. Das Gelungenste, was Gellert schrieb, sind die „Fabeln und Erzählungen“. Aber selbst deren Weisheit hält sich durchaus in bekannten engen Grenzen. Schlußreime wie:

> Auf sich den Haß der Niedern laden,
> dies stürzet oft den größten Mann,
> wer dir als Freund nicht nützen kann,
> kann allemal als Feind dir schaden.

oder:

> Bei Gütern, die wir stets genießen,
> wird das Vergnügen endlich matt;
> und würden sie uns nicht entrissen,
> wo fänd ein neu Vergnügen statt.

zeigen deutlich, auf welchen gewohnten Bahnen sich Gellerts Gedanken bewegten.

Wir haben es in unsrer Betrachtung mit einer Sichtung auf philosophischer Grundlage zu tun; sie erfordert einen andern Maßstab als die übliche literaturgeschichtliche Kritik. Wohl werden wir versuchen, einen Dichter aus seiner ganzen Lebensumgebung heraus zu verstehen, aber unsre Hauptfrage wird doch immer bleiben: Was bedeutet dieser Mann und dies bestimmte Werk für unsre Gegenwart und Zukunft? Und mag ein Schaffender als Mensch noch so sehr unsre Teilnahme erregen, bestimmend hier für das Urteil können doch immer nur seine Schriftwerke sein.

Wir dürfen daher nicht übersehen, **Friedrich von Bodenstedt** gab unsrer Literatur durch prächtige Übersetzungen aus dem Russischen und Englischen manche Anregung und wußte von seinen weiten Wanderschaften gar reizvoll zu erzählen. Er war ferner ein Mann von Gewissen, der trotz seiner häufigen

Geldsorgen nie um des bloßen Erwerbs willen schrieb, er war ein sehr fleißiger Mann, den seine Kränklichkeit nicht verhinderte, immer wieder zu verbessern, zu lernen, und er war schließlich ein bescheidner Mann, der die Schranken seiner dichterischen Fähigkeiten besser kannte als seine übereifrigen Lobredner:

War auch gering nur meine Gabe,
doch ward sie mir zur Trösterin,
als ich schon früh am Wanderstabe
die Welt durchmaß mit offnem Sinn.
Ihr dank ich alles, was ich habe,
ihr dank ich alles, was ich bin —
war auch gering nur meine Gabe,
ward sie mir doch zur Trösterin.

Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid ich von der Welt in Frieden
und bange nicht vor Tod und Grab —
ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
mit Glück, das mir die Liebe gab.

So urteilte Bodenstedt selbst über sein Schaffen. Wein, Liebe und Weisheit hat er oft anmutig gepriesen, aber wir vermissen in seinen Dichtungen eine starke und tiefe Innerlichkeit. Von ihnen gilt, was er auf der Königsreise von den Nonnen in Frauenwörth sagt:

Sie sahen alle sauber und solide genug aus, aber keine machte einen eigenartigen bleibenden Eindruck.

Das bekannteste Werk Bodenstedts sind „die Lieder des Mirza-Schaffy"; sie gehören zur sogenannten Geschenkliteratur, das heißt, sie erwecken keine Bedenken im schlechten und — im guten Sinne.

Wir sehen bei Bodenstedt, fremdländische neue Stoffe sind darum noch nicht immer eigenartig. Im Gegenteil, je mehr sich ein Dichter in seinen Arbeiten von der Heimat entfernt, desto schwerer wird es ihm, seine Eigenart zu bewahren. In der Kunst kommt es hauptsächlich auf das Menschlich-Bedeutsame an, und das pflegt sich uns eben in der Heimat viel tiefer und herrlicher zu offenbaren als irgendwo anders.

Farblosen Charakter tragen auch zahlreiche Schriften, die irgendwelche Beziehungen aus dem Leben und Schaffen bedeutender Männer erörtern. Hinterließ ein Geistesgewaltiger keine oder nur geringe Aufzeichnungen, so wird uns eine gedrungene, besonnene Einführung in sein Leben und Denken hochwillkommen sein, im andern Falle werden wir besser daran tun, ihn selbst anstatt einen andern über ihn zu lesen. Bei schwierigen gedankenreichen Werken, bei Briefen und ähnlichen Bekenntnissen mögen immerhin kurze erklärende Schriften oder Anmerkungen das Verständnis erleichtern. Indessen schwillt z. B. die Shakespeare- und Goethe-Literatur immer stärker in keinem Verhältnis zu ihrem Werte an. Das Meiste, was vor zehn Jahren gedruckt wurde, liest heute schon niemand mehr. Und wer wird es noch später mit Lust lesen? Vielleicht irgend ein verstaubter Gelehrter, der alle Werke seines Dichters genau kennen mag, aber ihren Sinn fürs Leben doch nicht erfaßte. Nur eine psychologisch-schöpferische Bearbeitung des Literaturstoffes kann das Schrifttum fördern. Farblose literaturgeschichtliche Schriften kosten dagegen ihren Verfassern nicht nur vergebliche Mühe, sie umschanzen noch obendrein die geistigen Denkmale bedeutender Männer, die doch für jedermann frei liegen sollten, sie nehmen bedeutenden Büchern wenigstens eine kurze Zeit lang manchen Leser weg, sie sind für unsre Literatur nur schädlicher Ballast.

Manche Gelehrte bringen es auch fertig, einzig und allein ihre Hauptlebensarbeit in der Betrachtung einer fremden Persönlichkeit zu suchen. Eines selbständigen, eigenartigen Menschen ist das unwürdig. Wie es in Wirklichkeit kein ideales Buch gibt, sondern immer nur Bücher, die sich dem Ideale nähern, so gibt es auch keine ideale Persönlichkeit, die für sich allein das Wünschen, Hoffen und Sehnen eines andern gereiften Menschen ganz erfüllen könnte.

Andre Bücher wieder weisen zwar Eigenart auf, aber es ist eine harte, schroffe Eigenart; wir finden sie namentlich auf religiösem und politischem Gebiet. **Max Stirners** Werk „Der Einzige und sein Eigentum“ gilt mir hierfür als Beispiel. Bis vor kurzer Zeit lag Stirners Leben noch in Dunkel gehüllt. Erst John Henry Mackay gelang es, einiges Licht darüber zu verbreiten. Jahrelang sammelte er mit zäher Ausdauer und hingebender Liebe Nachrichten und fügte so langsam Stück für Stück zu seinem Werk über Max Stirner. Ungeheuer und unvergleichbar nennt er den Eindruck, den „Der Einzige und sein Eigentum“ auf ihn bei jeder neuen Annäherung machte, und meint, Stir-

ners unsterbliches Buch werde in seiner Tragweite einst nur mit der Bibel verglichen werden können. Wir begreifen es wohl, wenn ein Biograph in seinem Erwecker — denn das war Stirner für Mackay — einen Einzigen, Gewaltigen und Herrlichen sieht, aber wir, die wir das Leben von einer andern Warte betrachten, werden ihm nicht alles zugeben. „Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen, begangen an der Heiligkeit jeder Autorität!“ so bezeichnet Stirner selbst sein Werk. Nicht das Verwerfen jeder Autorität, ist es, das mich von ihm forttreibt, — ein reifer, selbständiger Mensch bedarf keiner Autorität — sondern die tiefe Verkennung der menschlichen Natur, die wohl egoistische aber doch auch soziale Regungen aufweist, und die viel reicher und verwickelter ist, als Stirner ahnt. Er glaubt ihr mit seinen starren logischen Forderungen gerecht werden zu können. Er spricht auch vom Schöpferischen, aber was er so nennt, ist ein launischer, nichtiger Selbstgenuß. Das wahrhaft Schöpferische kann niemals rein egoistisch sein, es verbindet mit der Einzigartigkeit immer zugleich eine Selbstentäußerung. Wer schöpferisch ist, muß sich auch irgendwie hingeben können, hingeben an eine überpersönliche Welt. Um einzig und schöpferisch zu sein, muß ich immer Andern etwas entlehnen, und daher bedeutet mein schöpferisches Ich immer zugleich ein „Durch Andre“ und „Für Andre“. Dieses „Durch Andre“ und „Für Andre“ ist nicht etwa eine moralische Forderung, oder wie sonst die philisterhaften Ausdrücke lauten, sondern eine Naturnotwendigkeit, die sich erfüllt, mir bewußt oder unbewußt, mit meinem Willen oder selbst gegen meinen Willen. Auf jeden Menschen stürmt ja täglich viel Andersartiges, viel Fremdes ein. Die Frage, wie ich mich dem Fremdem gegenüber verhalte und verhalten soll, wird nicht befriedigend gelöst, indem ich es tyrannisch zur Unterwerfung unter meine Einzigkeit zwinge, sondern doch nur so, indem sich Beide, ich, der Einzige, und das Fremde umwandeln, oder mit andern Worten, indem das Fremde irgendwie Macht über mich gewinnt und ich wiederum mich des Fremden bemächtige, und so Beide zu einer reicheren, höheren Einheit in mir verschmelzen.

Darin bin ich ja ganz mit Stirner einig, jeder Mensch ist ein Eigner und Einziger, aber er darf sich nicht als den Einzigen, wie Stirner will, betrachten:

> Ich demütige Mich vor keiner Macht mehr und erkenne, daß alle Mächte nur meine Macht sind, die Ich sogleich zu unterwerfen habe, wenn sie eine Macht gegen oder über Mich zu werden drohen.

Und weiter:

> Eigner bin Ich meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einzigen weiß. Im Einzigen kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins. Stell Ich auf Mich, den Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen: „Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt."

Trotzdem kann uns Stirners rücksichtsloser Kampf gegen den Mißbrauch und die Verselbständigung der Worte Menschheit, Humanität, Wahrheit, Ehre, Freiheit, Liebe u. s. f. wohl gefallen:

> Ich liebe, sagt er, die Menschen auch, nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber Ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus; Ich liebe sie, weil die Liebe Mich glücklich macht, Ich liebe, weil Mir das Lieben natürlich ist, weil Mirs gefällt. Ich kenne kein „Gebot der Liebe". — Die Liebe ist kein Gebot, sondern wie jedes meiner Gefühle mein Eigentum. Erwerbt, d. h. erkauft mein Eigentum, dann lasse Ichs euch ab.

Und vom Eide:

> Ein Ehrenwort, ein Eid ist nur für den eines, den Ich berechtige, es zu empfangen; wer Mich dazu zwingt, erhält nur ein erzwungenes, d. h. ein feindliches Wort, das Wort eines Feindes, dem man zu trauen kein Recht hat; denn der Feind gibt Uns das Recht nicht.

Und wie klar klingt der Satz:

> Ich habe gegen die Freiheit nichts einzuwenden, aber Ich wünsche Dir mehr als Freiheit; Du müßtest nicht bloß los sein, was Du nicht willst, Du müßtest auch haben, was Du willst, Du müßtest nicht nur ein „Freier", Du müßtest auch ein „Eigner" sein.

Sicherlich kann ich ohne gesunden Egoismus niemals einzigartig werden. Aber über der Einzigartigkeit vergißt Stirner die andre Macht, wodurch wir sind, was wir sind, die Macht der Umwelt, und wird daher schroff. Sätze wie „Volksglück ist — mein Unglück", bedürfen keiner langen Erörterung.

Stirners Buch ist ein Empörerbuch; es ist oft schwer zu widerlegen und zu ertragen, weil sich in ihm herrliche und niederträchtige Unerschrockenheit, gesunder Wirklichkeitssinn und Überspanntheit, grossartige, glutvolle Gewalt der Überzeugung und kalte Gedankenspielerei innig mischt. Vom Einzigen aus bekrittelt und bekämpft er auch viele Dinge, die heute für uns schon überwunden sind. So kann er sich das Ideal nur als eine absolute, starre, gespenstige Macht denken, deren Aufgabe es ist, den Menschen einzuschüchtern, zu hemmen, zu peinigen, ja lächerlich zu machen:

> So lächerlich es wäre, der Erde die Aufgabe zu stellen, ein „rechter Stern" zu sein, so lächerlich ists, Mir als Beruf aufzubürden, ein „rechter Mensch" zu sein.

Ideal sein heißt doch gerade das Eigene in sich steigern, nicht aber einem fremden, fernen Vorbild folgen. Ich zeigte bereits in der Einführung, ideal ist durchaus nicht gleichbedeutend mit absolut, metaphysisch; und ist das Ringen nach dem Ideal auch mühsam, so braucht es doch nicht qualvoll zu sein, es wird im Gegenteil doch endlich immer beglücken.

Starke Eigenart, die darum noch nicht schöpferisch ist, besitzen ferner manche niedrig gemeinen Bücher. **Octave Mirbeaus** „Enthüllungen einer Kammerzofe" wird der aufmerksame Leser nicht so leicht vergessen. Mirbeau erklärt im Vorwort, das Buch sei wirklich von einer Kammerzofe geschrieben, er habe nur hier und da einige Züge hinzugefügt. Mag sich dies nun so verhalten, oder mag diese Bemerkung nur eine phantasievolle Einführung sein, jedenfalls spüren wir in dem Buche einen Hauch eigenartigen obschon verdorbenen Lebens. Nur ein Zug mag dies bestätigen. Solange Célestine selbst Bedienerin ist, klagt sie die Herrschaften, und oft mit gutem Recht, bitter an:

> Ach, was ist ein armes Dienstmädchen zu bedauern, und wie einsam steht es da! . . . So ein Mädchen kann zahlreiche lustige laute Häuser bewohnen, und trotzdem ist es immer einsam und verlassen. — Die Einsamkeit besteht nicht darin, daß man allein lebt, vielmehr ist sie hauptsächlich darin, wenn man bei andern Leuten wohnen muß, die nicht das geringste Interesse an einem haben, für die man weniger als ein Hund zählt, denn so ein Vieh wird mit Kuchen vollgestopft, weniger als eine Blume, die gleich einem Kinde eines Reichen gehütet wird — inmitten von Leuten, von denen man nur die zurückgelassenen Abfälle und die verdorbenen Reste erhält.

Als sie aber den verbrecherischen Joseph geheiratet, und nun selbst Hausherrin wird, denkt sie ganz anders:

> Joseph sorgt auch für alles im Hause, sodaß jedes Ding klappt. Wir haben drei Kellner, die die Kundschaft bedienen, ein Mädchen für Alles, die kocht und die Wirtschaft führt, das geht wie am Schnürchen. — Ich muß allerdings zugeben, daß wir binnen einem Vierteljahr viermal mit dem Dienstmädchen wechseln mußten. — Es ist wirklich unglaublich, wie anspruchsvoll, diebisch und verdorben die Dienstmädchen in Cherbourg sind! — Es ekelt einen förmlich an. —

Ein Kunstwerk, einen Roman wollte Mirbeau nicht mit diesen Enthüllungen geben; sollten sie jedoch als wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte gelten, durfte Mirbeau nicht seine eignen Zusätze, ohne diese genau anzugeben, hineinverarbeiten. Gewiß, was da lebt, soll auch in Gerechtigkeit erkannt werden. Wir wissens so gut wie Mirbeau, in jedem Menschen lauert eine Bestie, aber diese soll eben überwunden werden. Auch vor dem verkommenen Leben darf der echte Idealist nicht seine Augen verschließen, er darf es nicht verbrämen, aber auch nicht scheinheilig verdammen; er wird schlimme Tatsachen stets anerkennen, ohne daran zu deuteln; er wird aber selbst daraus Gewinn fürs höhere Leben zu ziehen versuchen. Indessen gerade darum kümmert sich Mirbeau nicht. Er sieht in den Menschen nur Geschöpfe, die ihren viehischen Leidenschaften rücksichtslos fröhnen. Hat es wohl irgendwelchen Sinn, so durch und durch widerwärtige Bücher wie den „Garten der Qualen“ oder den „Abbé“ ins Deutsche zu übersetzen? Wohl werden wir das Niedrig-Gemeine nicht ganz aus der Literatur ausschalten können, es darf aber niemals ein ganzes Werk beherrschen, sondern nur den dunklen Hintergrund für menschlich wertvolle Eigenart bilden.

~~~

Einzigartig im geistig-schöpferischen Sinne bedeutet auch stets herzensrein, es bedeutet das Innewerden seiner selbst, seines besten Vermögens, seiner besten Menschlichkeit und diese immer mächtiger entfalten. Alle unsre Hoffnungen sind darin beschlossen. Dieses Einzige ist unersetzlich, es gibt unserm Dasein Licht und Ordnung und die Macht und die Freude der Heimat. Wir brauchen uns nicht lange zu suchen, wir haben uns immer selbst, und jedes Selbst ist wertvoll im Verein der Tausende. Freilich, die Persönlichkeit der meisten Menschen schlummert. Ist Eigenart auch angeboren, sie auszubilden kostet
~~~

Mühe und Kampf. Gerade die bedeutendsten Menschen leiden in der Jugendzeit am meisten. Fast alle führenden Geister waren von Unruhe, Zweifel und Angst gequält, bis sie zu ihrem Selbst durchdrangen, zu ihrer eignen Weise und zu ihrem Frieden. Schreibt ein solcher Bücher, so werden immer unnachahmliche, unvergeßliche Bücher entstehen. In jedem seiner Werke wird er uns etwas Wertvoll-Neues schenken, etwas, das uns zugleich mit Befriedigung und mit Unzufriedenheit über uns selbst erfüllt, das uns überrascht und doch wieder so vertraut in seiner echten Menschlichkeit berührt. Wohl alle Schriftsteller beginnen ihre Laufbahn mit Nachahmungen. Auch Shakespeare lernte zuerst aus Werken anderer. Als Proben des Talents, als technische Übungen sind solche Erstlingsarbeiten auch durchaus berechtigt, nur sollte sich jeder ernstlich besinnen, bevor er sie veröffentlicht; nur das Wertvoll-Neue gehört in die Öffentlichkeit.

Ein Klang ohne Aufdringlichkeit, aber doch herzlich stark und nur einmal so vernommen in der deutschen Dichtung, klingt uns aus den Liedern **Annettens von Droste-Hülshoff** wieder. Sie besaß eine reiche Menschlichkeit, in der Regungen und Gegenregungen sich mannigfach kreuzten; eine gewisse Herbheit und doch zugleich Gemütswärme und Gottinnigkeit. Psychologische Probleme zu lösen gewährte ihr großen Reiz. In späteren Jahren war sie sich ihrer dichterischen Begabung ganz klar bewußt, ließ sie aber gleichwie ihre musikalischen Anlagen aus Gleichgiltigkeit oft lange ruhen. Während von dem Schaffen der meisten Dichter gilt: Aller Anfang ist schwer, wurde ihr das Anfangen viel leichter als die Fortsetzung. Sie hinterließ außer einigen kürzeren Erzählungen nur lyrische Gedichte. Manche darunter sind von einer mächtigen Stimmungsgewalt und Naturwahrheit. In andern wieder äußert sich der Drang nach den nebelhaften Seiten des menschlichen Daseins, nach dem Gespenstischen, zu stark.

Annette pflegte sich mitunter über die Liebe lustig zu machen. So kleinlich wie die meisten Menschen die Liebe auffaßten, sei sie aller der Aufregungen gar nicht wert. Ihre Sammlung enthält nur wenige Liebeslieder, aber ich kenne keines in unsrer Literatur von solcher einzigartigen Kraft, die Vergangenheit heraufzubeschwören, von solcher verhaltenen schmerzlichen Glut wie Die Taxuswand:

> Ich stehe gern vor dir,
> du Fläche schwarz und rauh,

du schartiges Visier
vor meines Liebsten Brau,
gern mag ich vor dir stehen,
wie vor grundiertem Tuch,
und drüber gleiten sehen
den bleichen Krönungszug.

Als mein die Krone hier
von Händen, die nun kalt;
als man gesungen mir
in Weisen, die nun alt —
Vorhang am Heiligtume,
mein Paradiesestor,
dahinter alles Blume
und alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
die grüne Gartenbank,
wo ich das Leben früh
mit glühen Lippen trank,
als mich mein Haar umwallte
noch golden wie ein Strahl,
als noch mein Ruf erschallte,
ein Hornstoß, durch das Tal.

Das zarte Epheureis,
so Liebe pflegte dort,
sechs Schritte — und ich weiß,
ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
nur an dein dunkles Tuch
und achtzehn Jahre streichen
aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon
so düster treu wie heut,
du, unsrer Liebe Thron
und Wächter manche Zeit;
man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
dir aus den Nadeln raucht, —
ach, wacher war ich nimmer,
als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
und möcht an deinem Saum
vergleiten wie ein Blatt,
geweht vom nächsten Baum;
du lockst mich wie ein Hafen,
wo alle Stürme stumm,
o schlafen möcht ich, schlafen,
bis meine Zeit herum.

Ihre religiösen Erfahrungen teilte sie uns im „Geistlichen Jahr“ mit. Gegenüber diesen inbrünstigen Bekenntnissen muten uns Gellerts fromme Gedichte seicht und kalt an:

Und ob mich Öde auch umgibt,
und ob mich würgt der Nebel fast,
mir Wirbelsand die Augen trübt,
doch weiß ich, daß mein Sinn dich faßt,
daß er dich liebt,
und daß du mich gesendet hast.

Ich hebe meine Stimme laut,
ein Wüstenherold, für die Not:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenrot.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!

Trotz aller Kühnheit, womit ihr Geist vorwärts drang, schreckte ihr weibliches Empfinden vor dem äußersten Zweifel zurück. Sie konnte ihre aristokratische Erziehung niemals verleugnen. Sie blieb der römisch-katholischen Kirche treu, war aber stets duldsam gegen Andersdenkende.

Einen prächtigen deutschen Erzähler kennen heute dem Namen nach sogar viele unbelesene Spießbürger, weil er vor einigen Jahren seinen siebzigsten Geburtstag erleben durfte, und weil solche Gelegenheiten in Deutschland gern benutzt werden, sich einmal seiner geistreichen Männer zu erinnern und nebenbei „den Jubilar“ durch taktlose Lobhudeleien zu verletzen; ich meine **Wilhelm Raabe.** Über alle seine Mängel hinweg erkennen wir in ihm einen selbstherrlichen und gemütstiefen Dichter, der uns unvergeßliche Gestalten schenkte. Um die Reihe nur zu beginnen: Vetter Just, „der auf menschliche Schicksale wartet,“ und Irene von Everstein; Herr Wilhelm

Schönow und Fräulein Julie Kiebitz; Leonhard Hagebucher und Frau Klaudine Fehleysen, diese im Schmerz geläuterte Frau, die das Hilfreiche und das Hilflose aller irdisch menschlichen Bestimmung also zusammenfaßt:

> Was sind wir allesamt anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen?

Ihnen allen könnte das Wort aus der Sophokleischen Antigone, das Raabe seinem „Hungerpastor" mitgab, zum Geleite dienen:

> Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Raabes Poesie dringt auch ins dunkle Elend; häufig überrascht er uns, oft greift der Zufall in die Schicksale seiner Menschen ein, aber er wirkt bei ihm nicht störend. Und wie anmutig schildert er z. B. die wirtschaftliche Professorstochter, Serena Reihenschlager:

> Da stand sie, nicht zu groß und nicht zu klein, mit Augen, die etwas von einem Hausmärchen am Winterabend und von einem Lied beim Heumachen im sonnigen Monat Juni an sich hatten.

Geistige Befähigung und Lebenserfolg entsprechen sich nicht immer. **Justus von Liebig** war einer der Glücklichen, bei denen beides sich glänzend einzigartig ergänzte. Anfangs hatte er zwar manche Hindernisse zu überwinden; seine Fähigkeiten wiesen ihn auf die exakten Naturwissenschaften, die damals in Deutschland vernachlässigt wurden.

> Daß ich bei dieser Geistesrichtung, erzählt Liebig, in der Schule sehr kläglich bestand, begreift sich leicht; ich hatte kein Gehörgedächtnis, und nichts oder sehr wenig von dem, was man durch diesen Sinn lernt, blieb bei mir haften; ich befand mich in der unbehaglichsten Lage, in der ein Knabe nur sein kann; die Sprachen und alles, was man damit aufnimmt und in der Schule an Lob und Ehre erwirbt, waren mir so gut wie verschlossen, und als einst der ehrwürdige Rektor des Gymnasiums (Zimmermann) bei seiner Visitation meiner Klasse auch an mich kam und mir die eingreifendsten Vorstellungen über meinen Unfleiß machte, wie ich die Plage meiner Lehrer und der Kummer meiner Eltern sei, und was ich denn dächte, was einst aus mir werden sollte, und ich ihm zur Antwort gab, daß ich ein Chemiker werden wolle, da brach die Schule und der gute alte Mann selbst in ein

unauslöschliches Gelächter aus, denn niemand hatte eine Vorstellung damals davon, daß die Chemie etwas sei, was man studieren könne.

Doch Liebig beharrte und wurde einer der ausgezeichnetsten Chemiker des Jahrhunderts. Ich verweise hier besonders auf sein erstes bahnbrechendes Werk „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur“. Liebig beantwortete darin, indem er eine Menge von Versuchstatsachen anführte, die zwei wichtigen Fragen: Welche Stoffe bedürfen die Pflanzen zu ihrem Gedeihen? und: Woher stammen diese Nährstoffe? Die Landwirtschaft wurde so aus einem Erfahrungsgewerbe, das die Bauern nach ererbten, unverstandenen Regeln betrieben, ein technisches Gewerbe. Zur Erfahrung kam nun die Wissenschaft mit ihrem ordnenden Verständnis, mit ihren planvollen Verbesserungen. Allerdings berücksichtigte Liebig zu wenig die ökonomischen Seiten des Betriebes und überschätzte hier wie auch bei manchen andern Gelegenheiten die Chemie. In scharfen Ausdrücken verurteilte er ferner die Homöopathie und hatte noch 1843 für die Lehre von den Gährungspilzen nur Worte der Verachtung. Diese Ansicht sei „keiner Diskussion fähig“, meint er spottend über Lebewesen, die Zucker verzehren und Äthylalkohol und Kohlensäure von sich geben. Und doch schreiben wir heute diese Tätigkeit dem Hefepilz zu. Aber wer wollte bei den seltnen Verdiensten dieses Mannes nicht gern solche Einseitigkeiten entschuldigen? Eine mutige Streitbarkeit zeichnete Liebig aus, er war kein Stubengelehrter, er suchte mit seiner Forschung vor allem dem Leben zu dienen; er besaß ein paar vortreffliche Augen für die Geheimnisse der Natur und dazu die wundervolle Gabe, auch andere das rechte Sehen zu lehren. Er war ein originaler Mensch.

Den unbedingten Glauben an die Macht der Wissenschaft hat mit Liebig der Engländer **Henry Thomas Buckle** gemein. Buckle erwähnt Liebigs naturwissenschaftliche Arbeiten auch oft, und das war zu seiner Zeit bei einem Geschichtsschreiber etwas Neues. Freilich ist Buckles „Geschichte der Zivilisation in England“ auch ein ganz eigenartiges Werk, dessen Hauptsatz auf jeder Seite wiederkehrt, nur im Wissen liegt der Fortschritt:

> Anstatt uns Dinge zu erzählen, die allein einen Wert haben, — anstatt uns über den Fortschritt des Wissens zu unterrichten und über die Art, wie die Verbreitung dieses Wissens auf die Menschen gewirkt hat, statt dessen füllen bei

weitem die meisten Historiker ihre Werke mit den unbedeutendsten und erbärmlichsten Einzelheiten, mit persönlichen Anekdoten von Königen und Höfen, mit endlosen Nachrichten darüber, was ein Minister gesagt und ein andrer gedacht und, das Schlimmste von Allem, mit langen Berichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen, die sehr interessant sind für die, welche dabei waren, aber völlig unnütz für uns, denn sie geben uns weder neue Wahrheiten noch die Mittel an die Hand, wodurch wir neue Wahrheiten entdecken könnten.

Was die Menschen vorwärts und einander näher bringt, ist freilich nicht das Wissen allein, sondern die Veredelung der ganzen Lebensstimmung. Das übersah Buckle mitunter.

Er konnte sein großangelegtes Werk nicht vollenden; er wurde früh abberufen und seufzte noch wenige Tage vor seinem Tode ahnungsvoll: O, mein Buch, mein Buch! ich werde es nie zu Ende bringen! — Er selbst bat, das Urteil darüber aufzusparen, bis der Leser alle Teile kenne. Indessen können gerade wir Deutschen selbst aus diesem Bruchstück, darinnen sich praktischer Sinn mit englischer Einseitigkeit verbindet, viel lernen, und Buckle soll sein mannhaftes Eintreten für Volksfreiheit, seine aufklärende Kampfesart gegen jede verdummende Bevormundung nicht vergessen werden. Er betonte zum ersten Male stark die Hauptforderung, jeder Geschichtsforscher sollte seinen Eifer und Fleiß nicht an unwürdige Dinge verschwenden, sondern nur dem für die Zivilisation Wichtigen Aufmerksamkeit schenken.

Ich möchte nun noch auf eine große Gruppe von einzigartigen Schriften hindeuten, auf die Lebensbeschreibungen, und vornehmlich auf die Selbstdarstellungen. Schon bei einem minderwertigen Schriftsteller kann ein Rückblick auf seine Erlebnisse recht anziehend sein und uns manches Neue bieten, wieviel mehr mag uns erst ein bedeutsamer Mann in seinen Lebensbekenntnissen kund tun, zum Beispiel **Richard Wagner.** Er wollte ja nicht nur ein reformierender Künstler sein, mit der Umgestaltung der Kunst ergab sich für ihn auch eine Läuterung der gesamten Lebensweise. Richard Wagner schrieb die „Mitteilung“ an seine Freunde, als er die letzte entscheidende Wendung seiner Künstlerlaufbahn hinter sich hatte. Es sind besonders drei Gegensätze, die mit einander zu versöhnen Wagner sein ganzes Leben hindurch rang: Sinnliches Begehren und sinnlich reine Lust; selige Einsamkeit des Künstlers und doch wieder der heiße Drang, sich andern mitzuteilen, und schließlich der Gegensatz von Wort

und Musik im Drama. Der letzte Gegensatz ist mehr technischer, äußerlicher Art, während die ersten zwei tiefere allgemein menschliche Bedeutung besitzen. Ergreifend klingt es, was uns Wagner darüber sagt:

> Im Tannhäuser hatte ich mich aus einer frivolen, mich anwidernden Sinnlichkeit — dem einzigen Ausdrucke der Sinnlichkeit der modernen Gegenwart — herausgesehnt; mein Drang ging nach dem unbekannten Reinen, Keuschen, Jungfräulichen als dem Elemente der Befriedigung für ein edleres, im Grunde dennoch aber sinnliches Verlangen, wie es eben die frivole Gegenwart nicht befriedigen konnte. Auf die ersehnte Höhe des Reinen, Keuschen hatte ich mich nun geschwungen, ich fühlte mich außerhalb der modernen Welt in einem klaren, heiligen Ätherelemente, das mich in der Verzückung meines Einsamkeitsgefühles mit den wollüstigen Schauern erfüllte, die wir auf der Spitze der hohen Alpe empfinden, wenn wir vom blauen Luftmeer umgeben hinab auf die Gebirge und Täler blicken. — Die Sehnsucht, die mich aber auf jene Höhe getrieben, war eine künstlerische, sinnlich menschliche gewesen: nicht der Wärme des Lebens wollte ich entfliehen, sondern der morastigen brodelnden Schwüle der trivialen Sinnlichkeit eines bestimmten Lebens, des Lebens der modernen Gegenwart. Mich wärmte auch auf jener Höhe der Sonnenstrahl der Liebe, deren wahrhaftigster Drang mich einzig aufwärts getrieben hatte. Gerade diese selige Einsamkeit erweckte in mir, da sie mich kaum umfing, eine neue unsäglich bewältigende Sehnsucht, die Sehnsucht aus der Höhe nach der Tiefe, aus dem sonnigen Glanze der keuschesten Reine nach dem trauten Schatten der menschlichsten Liebesumarmung. Von dieser Höhe gewahrte mein verlangender Blick — das Weib: das Weib, nach dem sich der „fliegende Holländer“ aus der Meerestiefe seines Elendes aufsehnte, das Weib, das dem „Tannhäuser“ aus den Wollusthöhlen des Venusberges als Himmelsstern den Weg nach oben wies und das nun aus sonniger Höhe Lohengrin hinab an die wärmende Brust der Erde zog.

Was Wagner von seinem Wesen wußte, seine Irrnis, sein Leiden und seine Heimkehr, in dieser Mitteilung offenbart er es, offenbart es in der Wortsprache, deren Ungenügen er als Tonkünstler besonders schmerzlich empfand. Daher gleicht denn auch das Ganze einem Strom, der viele Hindernisse überwinden muß, um ins weite Meer zu gelangen. Bald spricht Wagner

sachlich, bald leidenschaftlich, bald schwerfällig lehrhaft, bald dichterisch überschwänglich, bald lockend, bald drohend, um es kurz zu sagen, die Not des Lebens wird hier stetig von einer Not des Ausdrucks begleitet, ja diese Lebensnot ist eben eine Not des Ausdrucks. Wagner litt nur darum so schwer, weil er bei den unzulänglichen dramatischen Ausdrucksmitteln der bestehenden Theater immer befürchtete, mißverstanden zu werden.

Doch mit der Not in Wagners Mitteilung wies ich bereits auf ein anderes wichtiges Kennzeichen des Meisterbuches hin.

Erinnern wir uns, was ich in der Einführung über die allgemeine Notwendigkeit sagte. Alles, was ist und geschieht, ist notwendig. Auch unser Geist in seiner bedingten Freiheit folgt ihr, und so finden wir die zweite Haupteigenschaft des Meisterbuches.

2. Das Geistig-Schöpferische als das Notwendige.

Ein Buch soll notwendig im höheren Sinne sein, es soll aus einem starken geistigen Notgefühl herausgeboren sein, aus einer reifen Einsicht für das, was nottut, es soll einem Notstande abhelfen. Die besten Bücher verdanken solcher Not ihre Entstehung. Einmal will der Verfasser sich selbst von bangen Sorgen, von dem, was sein Gemüt niederdrückt, befreien und überträgt dann das Gefühl der Befreiung auch auf den Leser. Solcher Art sind namentlich Dichtungen. Oder jemand nimmt mit Inbrunst einen allgemeinen Notstand wahr und sucht neben der eigenen Aufklärung darüber vor allem die Blicke der andern darauf zu lenken, sein Buch will wissenschaftlich belehren, will aufklären, will eine empfindliche Lücke im Wissen ausfüllen oder einem berechtigten Bedürfnis des Gemüts entgegenkommen. Notwendige Bücher sind also erstens befreiende, beschwichtigende Bücher, sie sollen eine bedeutsame Erwartung befriedigen, sie sollen Aufklärung verbreiten.

Für die schöpferische Notwendigkeit gibt es aber noch ein anderes Merkmal. Echte Not nämlich tötet den Schein, das Phrasentum, die Verstellung und deckt den wahren Charakter der Dinge auf. Notwendige Bücher werden daher zweitens auch natürliche, naive, schlichte, wahrhaftige Bücher sein. Bald überwiegt in ihnen die eine, bald die andere Eigenschaft. Ein Dichter zum Beispiel kann sich einer Not gegenüber sehr verschieden verhalten. Von dem leidenschaftlichen Empfinden bis zur stillen, weisen Ergebung, bis zur überwindenden Heiterkeit, ja Dankbarkeit können dabei alle Gemütszustände schöpferisch

werden. Freilich, eine gewisse Ruhe, eine gewisse zeitliche Ferne des Erlebnisses gehört stets dazu, um mit einer Not überhaupt im höheren Sinne fertig zu werden.

Ich erhalte demnach für die Notwendigkeit zwei Gruppen von bejahenden und zwei Gruppen von verneinenden Beispielen: Den natürlichen Büchern stehen die widernatürlichen schwülstigen gegenüber, und zu den erwarteten befreienden aufklärenden Büchern bilden die überflüssigen den Gegensatz. Ich beginne mit den widernatürlichen Büchern.

Wer die deutsche Literatur kennt, dem fallen bei dem Worte Unnatur sogleich die Namen der zweiten schlesischen Dichterschule ein. **Hoffmannswaldau** und seine Genossen wollten der deutschen Poesie Anmut und Feinheit verleihen, hoffähig sollte sie werden. Mit der seichten Sprache verbindet sich bei diesen Herren ein seichter Inhalt. Durchaus alltägliche Erlebnisse werden ohne jede schöpferische Umformung in Reime gebracht. Am erträglichsten erweisen sich noch die Sinngedichte. Sie enthalten zwar manche Zote, aber verraten doch zuweilen Witz, während die galanten und hochzeitlichen Gedichte und Heldenbriefe nur ein Hauptthema haben: Sinnliche Lust. Wange, Lippe und Busen der Geliebten feiern diese Schlesier in abgeschmacktesten Ausdrücken. Einer von ihnen beschreibt „die Vortrefflichkeit der Küsse" in 56 Versen, wovon ich den ersten hersetze:

Nektar und Zucker und saftiger Zimmet,
Perlentau, Honig und Jupiters-Saft,
Balsam, der über der Kohlenglut glimmet,
aller Gewächse versammlete Kraft,
schmecket, zu rechnen, mehr bitter als süße,
gegen den Nektar der zuckernen Küsse.

Hoffmannswaldau läßt „die schwarzen Augen" sich selbst also preisen:

Wir schwarzen Wolken wir, mit Sonnen angefüllet,
wir schöne Finsternis, da Venus Wache hält;
wir dunklen Brunnen wir, da Blitz und Feuer quillet,
wir sind Besiegerin der Freiheit dieser Welt.

Das Eis zerschmilzt vor uns, das Eisen muß uns weichen,
die Felsen geben nach, es bricht der Diamant;
den Purpur heißen wir durch unsre Macht erbleichen,
und manches Herz zerfließt durch diesen süßen Brand.

Unnatürliche Schmeichelei und Empfindsamkeit durchzieht die Begräbnisgedichte. Der Nachruf eines Herrn von Glöden beginnt mit folgenden Zeilen:

> So hat der Parzen strenge Kraft
> dich, wahrster Freund, der Sterblichkeit entrissen?
> Muß deines Lebens grüner Saft
> so bald in Asch und dürren Staub zerfließen?
> Ach! Zentnerschwerer Brief! Unseliges Papier,
> das deinen Untergang mir stellt, mein Bruder, für!
> Mein Glöden, meine Lust, mein Bruder, mein Verlangen,
> liegt in des Todes Garn verwickelt und gefangen.

Ein bewährter Rat für Geschichtenerzähler lautet: Suche vor allem den Frauen und Mädchen zu gefallen, denn sie lesen am fleißigsten Geschichten. — Auf die Jungfrauen hatte es besonders **Karl Gottlieb Heun**, unter dem Scheinnamen H. Clauren, abgesehen. Den Liebenswürdigsten seiner Leserinnen widmet er ausdrücklich seine „Ausflucht in die Welt“, und ihnen gelten auch seine anderen Werke. Die Haupthandlung entwickelt sich bei ihm fast immer in gleicher Form. Ein „engelreines“ armes Mädchen, dessen Eltern verschollen sind, die sich jedoch später als sehr achtbare Personen wiedereinfinden, gelangt durch seine „himmlischen“ Reize zu Liebesglück, Glanz und Reichtum Clauren will rühren. Seinen Heldinnen, seinen Vätern gehen. oft die Augen über, selbst seine Staatsbeamten weinen in Audienzen und küssen hübschen Mädchen die Stirn. Dazu kommt oft ein süßlicher, frömmelnder Ton.

> Wo die Braut Unschuld und Tugend dem geliebten Manne als Mitgift mitbringt, da bleibt der Segen des Herrn nie aus

schließt Clauren seine Schweizergeschichte „Liesli“, nachdem er uns die körperlichen Reize seines Lieblings genau beschrieben:

> Ich habe alle Bildergallerien der Welt gesehen, aber dieser Engelskopf war mir noch nicht vorgekommen. Was für Stümper sind doch die Maler gegen den lieben Herrgott! Dieses regelmäßige Oval, dieser milde Glanz im sanften schwarzen Auge; dieses Reine, Schuldlose im Blicke; dieses Lächeln der Liebe auf der rosigen Wange; diese würzigen Lippen; diese Reihe blendend weißer Zähne — nein, das vermag kein Pinsel!

So geht es weiter bis zur „Alpenpracht der bebenden Schwanenbrust“. Bei aller frommen Rührung schätzt dieser ge-

wandte und zuvorkommende Mädchenfreund auch die sinnlichen Genüsse. Tafelfreuden läßt er uns gar zu gern genießen:

> Champagner! schrie Herr von Kosmowski, und sprang vom Stuhle auf, Sillery Mousseux! zwei Flaschen, drei Flaschen, tausend Flaschen! die ganze Welt will ich traktieren.

Ja, Clauren lädt die Leser sogar zur Hochzeit seines Tornister-Lieschens ein:

> Wer sich ungefähr vier Wochen nach Lesung dieser Zeilen dort einfindet, ist, wenn er gesunden Appetit und frohe Laune mitbringt, dem alten gastlichen Polen (Herrn von Kosmowski) gewiß recht herzlich willkommen.

So mischen sich in diesen Arbeiten Empfindsamkeit, Frömmelei, Sinnenreiz und eine gewisse Behäbigkeit zu einem unerquicklichen Gemenge. Clauren vermag wohl auch noch heute unreife Menschen zu bestricken; er schafft nicht notwendige Handlungen, er gibt uns keine lebendigen Gestalten, Clauren versucht den Leser zu kitzeln.

Glühende Verehrer von **Gabriele d'Annunzio** werden es mir als Lästerung anrechnen, wenn ich ihn in einem Atem mit Hoffmannswaldau und Clauren nenne. Ich finde nämlich die Werke dieses Italieners recht schwülstig und widernatürlich. Freilich kennt d'Annunzio die Menschen besser als die beiden Deutschen; er enthüllt uns zuweilen schonungslos die geheimen Begierden verderbter Leute, und manchmal spüren wir bei ihm sogar echte dichterische Begabung, — ich erinnere an einige Äußerungen der wahnsinnigen Isabella im „Traum eines Frühlingsmorgens“. —

Aber viel häufiger sind in seinen Büchern die schwülstigen Stellen. D'Annunzio leidet, um mit Mauthner zu reden, an der Worteitelkeit. Er verwechselt künstliche Erregung mit natürlicher Glut. Armselig, geschraubt, prahlerisch kommt uns das meiste vor, was der schwächliche Ruggero Flamma in der „Gloria“ von seinen Plänen und Wünschen schwatzt. Und die Comnèna, die den unersättlichen Ruhm veranschaulichen soll, ist nur ein Wortgerippe ohne Leben.

Noch einen Zug teilt d'Annunzio mit Hoffmannswaldau und Clauren, die starke Sinnlichkeit. Beinahe alle Frauen lassen sich bei ihm schänden. Geradezu Ungenießbares bietet er in der Sammlung „Episcopo und Co.“. Fast in jeder dieser Erzählungen wird eine widerwärtige Krankheit ausführlich be-

schrieben. Besonders erwähnen möchte ich noch d'Annunzios „Feuer", weil dieser Roman von Kunst und Künstlern handelt, und wir wohl annehmen dürfen, was d'Annunzio darüber sagt, sei auch seine eigene Meinung. Die Hauptpersonen sind ein junger, feuriger Dichter, Stelio Effrena, der sehr viel redet, und die Foscarina, eine Schauspielerin, Stelios ergebenste Freundin. Die Gemütszustände des Schaffenden sind oft trefflich wiedergegeben, und manche Erlebnisse, so die Gespräche mit den Glasbläsern in Murano, zeugen von gesundem Wirklichkeitssinn. Aber im ganzen waltet doch der Schwulst durchaus vor. Einige Beispiele werden dies zeigen.

> Was siehst du? fragt ein Freund den Stelio einmal, als dieser in einen Brunnen sieht. Das Gesicht der Wahrheit, erwiderte der Meister.

Das ist doch nur eine Redensart. — Während eines Festes im Dogenpalast äußert Stelio über Tintoretto und seine Genossen folgendes:

> Und der neue Musiksinn, den sie von der Farbe haben, macht, daß ihre Schöpfung die engen Grenzen der symbolischen Gebilde sprengt und zur hohen Offenbarung einer unendlichen Harmonie wird.

Von der „unendlichen Weisheit" der Foscarina erhofft der junge Dichter „irgend eine unerhörte Tat", und wenn er ihren Kopf liebkost, fühlt er „eine Seele zwischen seinen Händen, das Wunderbild eines lebendigen Quells von unendlicher kostbarer Schönheit". Ihre Gegenwart genügt schon, um seinem Geiste „eine unermeßliche Fruchtbarkeit zu verleihen." Wir wundern uns daher nicht, wenn es an andrer Stelle von der Schauspielerin heißt:

> Die Frau antwortete nicht, aber sie öffnete die Augen weit, und in den Kreisen ihrer Iris lag die Größe des Universums.

Mit der Foscarina und einem Freunde spricht Stelio häufig über sein neues Drama. Das Gescheite, was er darüber vorbringt, habe ich bereits vor dem Erscheinen des Feuers in einer kurzen Schrift „Vom Drama und von der Musik" viel klarer und, wie mich dünkt, viel überzeugender dargetan. Stelio preist sein Drama, wir erwartens nicht anders, mit den überschwänglichsten Ausdrücken und begeistert auch seine Freundin. Zuletzt sieht sie visionär, was er schaffen möchte. Ein Satz über die Haupt-

gestalt Kassandra ist köstlich; es sind nur fünf Wörtlein, aber sie zeigen uns den ganzen d'Annunzio. „Wie groß ihr Mund ist!“ sagt die Foscarina von Kassandra. D'Annunzio besitzt keinen Humor, aber hier wurde er einmal unfreiwillig komisch. Wie groß ihr Mund ist! Konnte er die eigne Muse besser charakterisieren? Vielleicht bekämpft er seinen Hang zum Wortschwall und versucht ein Kunstwerk in Einfalt und Herzensreine zu schaffen. Unmöglich ist das ja nicht, obschon ich nicht daran glaube.

Wir lernten vorher die Eigenart als eine Grundeigenschaft des Meisterbuches kennen, wir können sie jetzt daher schon mit der Notwendigkeit vereinen, beide werden uns hierdurch deutlicher werden. Den widernatürlichen Büchern läßt sich eine gewisse Eigenart nicht absprechen, aber ihnen fehlt die Naivität, die Einfalt. Die überflüssigen Bücher besitzen dagegen wohl Natürlichkeit, aber sie ist nicht einzigartig im höheren Sinne.

Überflüssig erscheinen mir die Werke der sogenannten Naturdichterinnen, der **Johanna Ambrosius** und ihrer Schwestern, in der Poesie. Karl Weiß, der Johannas Gedichte herausgab, hegte dabei die gute Absicht, die kümmerlichen Umstände seiner Freundin zu verbessern. Niemand wird dieser einfachen Bauersfrau, die sich ihren angeborenen Geistesschwung trotz aller harten Arbeit bewahrte, seine Achtung versagen. Indessen darf uns das über den dürftigen Gehalt ihrer Gaben nicht hinwegtäuschen. Gerade solche Werke, die außer künstlerischen noch andern wohlgemeinten Zwecken dienen sollen, sind für das Erstarken einer Meister-Literatur gefährlich; sie vermehren nur die Masse der überflüssigen Bücher, und tritt einer dagegen auf, so wird er als hartherziger Nörgler verschrieen.

Verse wie:

> Mit seinem Herzblut färbt er Rosen,
> mit Tränen bleicht die *Lilie* er,
> die kleinen Blättlein all, die losen,
> sind seine Seufzer tief und schwer.

oder:

> Das Schicksal winkte *uns scheiden*;
> wir mußten *geduldig* es leiden.

verstoßen gegen jedes feinere Sprachgefühl. Der Schluß eines andern Gedichtes lautet:

> Mit dem Brote, das du dem Knaben gereicht,
> Gott einst deine Fehler vergebend streicht.

Mir erscheint dieses göttliche Streichen der Fehler mit dem Frühstücksbrote recht geschmacklos.

Beim Inhalt dieses Buches vermisse ich die echten Naturlaute. Ich fand nicht eine Wendung, die sich mir unvergeßlich eingeprägt hätte, ich fand nicht eine feinere Beobachtung, nicht ein schöpferisches Erlebnis darin. Was Johanna bekennt, mag wacker sein, aber wir hörten Ähnliches schon von andern Leuten. Johanna liebt ihre Heimat und dichtet sie auch an. Wäre es wohl anders möglich? Es sind biedere Reimereien, ohne Feuer, ohne besonderes Talent, wie sie viele Durchschnittsmenschen nach einiger Übung liefern würden:

Ich laß von meiner Heimat nicht,
was man auch sagen wollt,
sie hebt vor allen Landen sich
heraus wie echtes Gold.
Laß blühn das Glück auch anderwärts
in reichrer Farbenpracht,
ich weiß, wie in der Heimat mir
die Sonne nirgends lacht.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
sie birgt das Elternhaus,
vor diesem stillen Heiligtum
zieh ich die Schuhe aus.
Da ist ein jeder Ort geweiht,
nichts Heilgres gibts wie das,
da wird auch ohne Priesterwort
mein Aug von selber naß.

Ich laß von meiner Heimat nicht,
was kommen will und mag,
und bräche jählings auch herein
heut schon der jüngste Tag.
Ich weiß, es wird die ganze Welt
zu Staub und Rauch verwehn,
nur mein geliebtes Deutschland wird
als Stern gen Himmel gehn. (??)

Mit den Kritikern steht sich Johanna schlecht:

Ich sing mein Lied der Einsamkeit
voll Fehler, wies geboren,
für meinen Gott und für mich selbst —
nicht für Kritikerohren.

Ja, wenns nur bei der einsamen Poesie geblieben wäre! So bescheiden spricht sie nicht immer:

Und geht mein Fuß auch lebenslang
der Armut nackte Gasse,
mein lustiger Gedankengang
zieht höchster Schönheit Straße.

Wohl ist Johanna auf dem Wege nach dem Ideal, als seine dichterische Verkündigerin reicht jedoch ihre Kraft nicht aus.

Heinrich Seidel hätte nach meinem Urteil auch besser getan, Maschinenbauer zu bleiben, anstatt seine poetischen Kleinigkeiten zu veröffentlichen. Er sagt einmal: „Konstruieren ist Dichten und Dichten ist Konstruieren“. Er will damit andeuten, zu beiden gehöre Einbildungskraft. Ganz recht, nur erfordert das Dichten denn doch mehr davon als der ehrsame Seidel besitzt. Seidel betrachtet gern die Dinge im Kleinen, aber nicht das ist es, was unser Befremden erregt, sondern seine geringe Ausbeute. Wiederholt verspottet er die „Mittelmäßigen“ und vergißt dabei ganz sich selbst. Harmlos und selbstzufrieden dichtet er so über 600 Seiten voll. Ich gebe zwei Beispiele:

Veilchen — in den lauen Lüften
macht ihr mir das Herz so weit —
süß erinnerungsvolles Düften,
du gemahnst mich alter Zeit!

Schmeichelnd weht mir, duftgetragen,
holde Kunde ins Gemüt
von den schönen blauen Tagen,
da mein Herz mit euch geblüht!

* * *

Mein Blick ruht gern auf dir,
du Mädchenangesicht,
weil du so lieblich bist
und ahnst es nicht.

Wie in der Frühlingsluft
das Veilchen Düfte haucht,
ist in der Anmut Duft
dein Tun getaucht.

Du lächelst freundlich mir,
du meiner Seele Licht —
wie du so lieb mir bist —
du ahnst es nicht.

Und wer sich von „Leberecht Hühnchen“, vom „Luftballon“, von der „Versetzung“ und ähnlichen „Vorstadtgeschichten“ befriedigt fühlt, der muß allerdings sehr bescheiden vom poetischen Schaffen denken.

Das gebe ich ja gern zu, eine natürliche und oft launige Unterhaltungsgabe ist Seidel eigen, und was er bietet, durchzieht eine reine gemütvolle Stimmung. Aber seiner Einfalt mangelt die Tiefe, das Kindlich-Große, das uns auch einmal aufjubeln und aufschluchzen läßt. Die starke Verbreitung seiner Bücher steht in keinem rechten Verhältnis zu ihrem schöpferischen Wert.

Es erfrischt immer zu sehen, wenn junge begabte Dichter von Freunden tatkräftig unterstützt werden. Sehr oft überstürzen sich jedoch in ihrem Eifer die Freunde und schädigen dann statt zu fördern. Für einen solchen übereifrigen und daher überflüssigen Versuch zu helfen, halte ich das Buch **Paul Schlenthers** „Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung“. Schlenther widmete Paula Conrad, „der ersten, dem Dichter congenialsten Darstellerin des Hannele, das kleine Werk, das nicht urteilen, sondern auch nur darstellen will“. Indessen nur eine äußerst günstige Meinung von „Meister Gerhart“ konnte Schlenther dazu treiben, eine solche preisende Schrift abzufassen. Mehrmals führt Schlenther bei seiner Besprechung das Goethesche Wort an: In dieser Armut welche Fülle! Die Weber besitzen „dichterische Größe“ und Florian Geyer wird ein „cyklopisches Drama“, ein „wuchtiges Werk“ genannt. Doch ich möchte hier nicht weiter Einzelheiten berühren, ich frage: War das Buch, im Ganzen betrachtet, notwendig? und das muß ich eben verneinen. Schlenthers Arbeit kam zu spät oder zu früh. Sie kam zu spät, weil Hauptmann, als sie erschien, sich bereits die allgemeine Aufmerksamkeit erkämpft hatte, die Weber, sogar die versunkene Glocke lagen schon hinter ihm. Jetzt galt es für die Freunde abzuwarten und dem Dichter das Weitere zu überlassen. Das Buch kam zu früh, weil Hauptmann bis dahin und auch bis heute noch kein wahrhaft großes Werk schuf, das eine so ausführliche Beschreibung seines Werdeganges in so jungen Jahren rechtfertigte. Ob Hauptmann uns je solche Gabe bescheren wird, weiß ich nicht. Wenn er es bisher nicht konnte, haben sicherlich seine Freunde zum Teil Schuld daran; sie haben seine ungewöhnliche Begabung, mag dies nun bewußt oder unbewußt geschehen sein, gerade durch ihre übereifrigen Lobpreisungen ungesund aufgestachelt; auch in Schlenthers Buch spüre ich deutlich diesen Zug zwischen den Zeilen. Die häufigen

Vergleiche mit Shakespeare, Lessing, Goethe und Kleist, die immer für Hauptmann recht günstig ausfallen, werden jeden Besonnenen befremden. „Wir sind des Kommenden gewärtig“, schließt Schlenther, und Hauptmann lieferte nun in kurzen Zwischenräumen ein Drama nach dem andern. Er kam aber, was die Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit angeht, im Ganzen nicht viel weiter.

Ich wies bereits darauf hin, wie schöpferische Notwendigkeit und Naivität zusammengehören. Ein klares, kritisches Bewußtsein ist mit Naivität durchaus vereinbar. Jeder Schriftsteller sollte sich immer wieder die Fragen vorlegen: Ist, was ich treibe, notwendig für mich und die andern? Ist mir die Aussprache wahrhaftes Bedürfnis? Zwingt mich meine beste Menschlichkeit dazu? Würde sie verkümmern, wenn ichs unterließe? Habe ich den andern wirklich etwas Wichtiges, Unvergeßliches zu sagen? — Das Unbewußte, Unabsichtliche, das ja in jeder schöpferischen Tätigkeit liegt, braucht darum nicht verloren zu gehen.

Die Naivität, die Natürlichkeit möchte ich die subjektive Notwendigkeit nennen. Naive Dichter sinnen und singen aus innerer Nötigung; das Hauptmerkmal indes ihrer wahrhaften Berufung, ihrer Notwendigkeit im höheren Sinne bleibt immer, ihr Sang befriedigt zugleich auch ein starkes berechtigtes Gemütsbedürfnis der Mitmenschen. Naive Künstler lassen ihre Werke langsam ausreifen und sich wohl von Freunden anregen aber nicht aufstacheln.

Solch ein Dichter war **Eduard Mörike**. Viel lernte er von Goethen, ist sich aber selbst stets treu geblieben. Die Gedankenwelt andrer konnte ihn nicht locken:

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
es ist unbekanntes Wehe;
immerdar durch Tränen sehe
ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
und die helle Freude zücket
durch die Schwere, so mich drücket
wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
laßt dies Herz alleine haben
seine Wonne, seine Pein!

Darum nahm er sich auch Zeit beim Schaffen, darum spüren wir in seinen Liedern nichts Kaltes, Erklügeltes; sie sind gesättigt mit echter Stimmung und durchklungen vom Zauber der Wahrhaftigkeit und Einfalt:

In ein freundliches Städtchen tret ich ein,
in den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offnen Fenster eben,
über den reichsten Blumenflor
hinweg, hört man Goldglockentöne schweben,
und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
daß die Blüten beben,
daß die Lüfte leben,
daß im höhern Rot die Rosen leuchten vor.

Lang hielt ich staunend, luftbeklommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
ich weiß es wahrlich selber nicht.
Ach, hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken, irrgeführt —
O Muse, du hast mein Herz berührt
mit einem Liebeshauch!

Auch die Not lernte Mörike kennen. Lange Jahre mußte er von Haus zu Haus wandern, bevor er eine feste Stellung erhielt. Und als er nun endlich geborgen war, empfand er nicht völliges Genügen in seinem Pfarrerberuf. Hatte er sich doch schon vorher „lebenslängliche Dispensation vom theologischen Leben“ gewünscht. Dazu bereitete ihm sein kränklicher Körper oft Kümmernis. Schon bald nach seiner Ankunft in Cleversulzbach mußte er sich einen Gehilfen halten, der ihm die schwersten Amtsgeschäfte abnahm. Seine späte Ehe gab ihm auch nicht das rechte Glück. Diese Lebensnot findet sich hin und wieder in den Liedern zu leiser Schwermut gemildert:

Ein Tännlein grünet wo,
wer weiß, im Walde,

ein Rosenstrauch, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
denk es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
auf der Wiese,
sie kehren heim zur Stadt
in muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
mit deiner Leiche;
vielleicht, vielleicht noch eh
an ihren Hufen
das Eisen los wird,
das ich blitzen sehe.

Vor weichlichen Klagen bewahrte Mörike sein gesunder kindlicher Sinn. Die täglichen Sorgen konnten ihn wohl zu Zeiten verstimmen, aber den Frohsinn nie ganz verscheuchen. Davon zeugen seine vielen schalkhaften anmutigen Lieder. Ja, mitunter verschmähte er selbst das Derbe nicht. Spannenden Ereignissen begegnen wir in Mörikes beschränktem und beschaulichem Dasein nicht, aber wie viel Herrliches vermochte er doch herauszuholen! Die meisten Menschen glauben, bei einem Liede sei das Erlebnis die Hauptsache. Darauf kommt indes wenig an. Zur Entstehung eines Liedes gehören drei Dinge: Ein Erlebnis, das an sich von ganz geringer Bedeutung sein kann. Dann: Ein großes, schöpferisches Leben, das dem Erlebnis erst Fülle und Farbe verleiht, und schließlich: Die Fähigkeit, das schöpferische Leben in das Erlebnis mittelst der Sprache zu bannen. Es gibt außerordentliche Menschen, die viel erlebten, die auf anderen Gebieten bahnbrechend wirkten und doch kein Lied dichten konnten; sie kennen indessen meistens ihre Kraft recht gut und wagen sich nicht an Dinge, die außerhalb ihrer eigentümlichen Begabung liegen. Anders die Dichterlinge, die da meinen, jede Erfahrung ihres nüchternen Daseins besingen zu müssen; sie wissen nicht, soll ein Lied wahrhaft notwendig sein, so muß in jeder seiner Zeilen ein ganzes großes herrliches Leben fluten, mit all seinen Verzichten, Erfolgen und Verheißungen.

Dieses Hineinversenken des ganzen Ichs in die Liedform ist selbst Goethen nicht immer gelungen, und wie will da Je-

mand bestehen, der keine bedeutende Persönlichkeit ist, geschweige denn lyrisches Talent besitzt? Dies besaß gerade Mörike. Sein Talent war entschieden bedeutender als seine Persönlichkeit. Er war eine weiche, träumerische Natur. Das Übersinnliche, Romantische, Gespensterhafte zog ihn stark an. Fast in allen seinen Erzählungen greifen Wirklichkeit und Spukwelt in einander über. Wir können diesen Hang, dem Mörike allzu sehr nachgab, nicht billigen. Auch achtete unser Dichter nicht genug auf die Form; wir finden bei ihm viele unreine Reime und eine Menge Hiate. Trotzdem bleibt er einer der besten Lyriker. Und wenn unsre Kunst auch noch andrer stärkerer Charaktere bedarf, werden wir uns doch immer wieder gern an Mörikes Naturfrische erquicken.

Echte Natürlichkeit findet sich ferner besonders in Dialektdichtungen. Allerdings ist das Verständnis hierfür auf bestimmte Kreise beschränkt. Wer nicht den ganzen Volksschlag kennt, seine Sitten und Unsitten, sein Wirken und Wünschen, wird keinen vollen Genuß von solchen Büchern haben. In Erzählungen, wo der Leser sich den Sinn der Sätze in aller Ruhe klar machen kann, hat die Sondersprachform einer einzelnen Landschaft gute literarische Berechtigung; im Schauspiel, der gedrungensten aller Dichtungsarten, würde ich sie vermeiden; hier muß jedes gesprochene Wort deutlich verstanden werden, soll der Sinn des Werkes nicht leiden.

Die treuherzige Natürlichkeit der Volkssprache verführt freilich oft die Schriftsteller, langweilig zu werden, als ob etwas Alltägliches schon durch die Sondersprache allein literaturfähig würde. Darum gibt es auch so wenig gute Dialekt-Werke, die dauern. Ich nenne **John Brinckmans** „Kasper-Ohm und ick.“ Brinckman erzählt uns darin die Jugendstreiche eines Rostocker Seemannssohnes. Ähnliche Streiche führten gewiß viele von uns aus. Dennoch wirkt Brinckmans Schilderung stets eigenartig. Breit, behaglich, echt niederdeutsch geht die Handlung fort und ermüdet doch niemals. Und dann dieser Kasper-Ohm selbst, dieser „gewaltige Schipper vör den Herrn“. Stramm und selbstbewußt, schlau und dickköpfig steht er vor uns da, in einziger Anschaulichkeit. Der Humor beherrscht das Buch, aber Brinckmann ist kein Spaßmacher, kein Witzbold. Der Humor liegt in der ganzen behäbigen Stimmung. Dabei weist das Buch einen Reichtum von Gemütsbewegungen auf, vom kindlichen Lächeln bis zum dämonischen Jähzorn. Meisterhaft ist zum

Beispiel Kasper-Ohms Erzählung vom fliegenden Holländer; sie erweckt beides, Gruseln und Lachen:

Er kann sick dat denken, Jenßen! säd Kasper Ohm. Mi stünnen de Hor to Barg, ond de wiren Em ok sacht bargan stahn, wann Er ok keen eegen Horen mihr hatt hadd. Nu entert er Di! säd ick to mi, ond richtig, dat ded er. Dat wohrt nich so lang, dunn würd up den Hollander een Gig utsett't, twölw Mann an de Rooderdollen, ond in de Starnsiets (Sitzbank am Steuer) dor set een Kirl in Pluderbüxen, soeben Foot hoch, mit eenen Klappdeckel up den Kopp ond ne Kapunhahnfedder doran, eenen brandroden Bort, de as ne Persenning (geteertes Leinen) vör em up sin Knee leg. Een — twee — dree wir er de Fallreepen (Strickleiter) van de Anna Maria Sophia ruppe, ond dor stünn er nu vor mi leibhaftig, Jenßen! as Er dor vor mi sitten deit. Dorup gew er mi 'n Wunk, dat ick mit em nah de Kajüt runner stigen schüll. Na, dat let sick jo nu nich helpen, ond ick steg mit em ok dal.

Wat beleewen Mynheer? säd ick.

De Manifesten, Mynheer! säd er.

Würd mi dunn äwersten bang, Jenßen! — Wir in de Manifesten van de Anna Maria Sophia ok man een Unsauberkeit inwest as grot as 'n Dintenklax van dat Blackfatt (Tintenfaß) oder een Mangel as een Punkto achter de Onderschrift, denn wir ick rip west for der ewigen Höllenfohrt: dat Recht het de fleegende Hollander, Jenßen. — Mi bewerten (zitterten) de Büxen, Jenßen, kann ick Em seggen. Süll ick dat dorup ankamen laten, oder süll ick dat nich dorup ankamen laten. In de Accidenz set ick.

Dat Manifest, Mynheer! — säd dunn de fleegende Hollander to mi nochmals — dat Manifest, Mynheer, as Juch beleewt! Na ick bün nu de Mann nich, der sick verblexen lett. Ick heww Verstand, Jenßen! Wat doo ick, Jenßen? Nu, denk Er sick mal, wat ick doo. Na, nu segg Er mi blot, wat Er dahn hadd in so 'ne Accidenzen? Je, wann ick mi so lange dorup hadd besinnen wullt, as Er, Jenßen, denn hadd der Gottseibeidich mi dat Knick ümdreigt. Weet Er, wat ick ded, Jenßen? Ne, ick see Em dat an, dat Er dat nich weet. Kik Er, ick segg koltblöödig:

As Ji beleewt, Mynheer! — slöt min Seekist up, halt min Rostocker Gesangbook rute ond hüll em dat onder de Näs. Dunn so nehm er dat ok ond slög dat up, ond as er

dunn den Titulo to seen kreg, füll em dat Book ut de Hand, fung er an to fleegen ond to bewern, as kreg er den gelen Jakob (das gelbe Fieber) ond weg was er as wegpust, er mit sin Gig ond sin Fregatt, denn de Fregatt bast't dunn voneen (barst auseinander) stürburd van de Anna Maria Sophia mit so'n Geballer as een Admiralschipp, wat in de Luft geit. Glöwt Er dat, Jenßen, oder glöwt Er dat nich?

Gott verdoom mi. Ne, so wat lewt nich, säd Jochen Jenßen.

Ja, sowat lewt! — säd dunn Bradhiring un grint (lächelt) vör sick hen. —

Brinckman war eben ein begabter Dichter, aber er war auch ein erfahrener, gebildeter Mann, der sich im Leben tüchtig umgesehen und seinen Shakespeare kannte; von ihm lernte er vor allem die überlegene Ruhe, die ohne Hast einen Strich des Bildes zum andern fügt.

In der Tat wird jede schöpferische Leistung bei aller Bewegung, die sie um sich verbreitet, von Ruhe und Beruhigung begleitet sein, weil diese erst die notüberwindende Selbstbesinnung möglich macht, und da es nun beim Geistig-Schöpferischen keine einseitige Wirkung gibt, so muß die Anlage für diese Beschwichtigung auch im Genießenden vorhanden sein. Diese schöpferische Ruhe ist nicht einsiedlerisch, abgeschlossen, finster, sondern einsam-froh mitten im Lärm des Tages; sie ist nicht Untätigkeit, sie ist nicht ein Gegensatz zur steigernden Bewegung, sondern ihr läuterndes Element. Diese Ruhe hemmt die allzu heftige Leidenschaft und verleiht dem Tun erst Zuversicht und Reife. Sie befähigt uns die Dinge ohne den gewöhnlichen Eigennutz und daher mit Überlegenheit zu betrachten. Bei allem Hasten und Drängen wollen die Menschen doch schließlich zu dieser überlegenen Ruhe kommen; der Drang danach regt sich in ihnen oft, aber die meisten befriedigen ihn mit falschen Mitteln. Da greift nun **Hieronymus Lorm** mit seiner „Philosophie der Jahreszeiten" ein und zeigt, welche Quelle der Beruhigung in der rechten Naturbetrachtung liegt. Natur nimmt Lorm in der erweiternden Bedeutung, die auch das Menschenleben mit einschließt. Lorm will den Naturgenuß vertiefen helfen, will das, was viele Menschen beim Anblick unverfälschter Natur dunkel empfinden, bewußtvoll machen. Wollen wir aber einen dauernden Genuß aus der Naturbetrachtung schöpfen, so dürfen wir sie nicht auf das Naturschöne beschränken. Ge-

wiß, auch künstlerische und wissenschaftliche Regungen werden sich einfinden, aber sie bilden nicht die Hauptsache, sondern der beruhigende, beglückende Einfluß der Natur. Die Wirkung des Naturschönen hängt von manchen Zufällen ab, uns gilt es hier, ein Tag um Tag sich erneuerndes und vermehrendes Glück zu gewinnen. Das Naturschöne ist für viele unerreichbar, die echte Freude an der Natur soll allen werden. Nicht berühmte Gegenden, sondern die alltäglichen Erscheinungen des Naturlebens, ja selbst Zimmerblumen sind es, die uns solche dauernden Freuden bereiten können:

Wenn man den Wandel und Wechsel der Jahres- und Tageszeiten objektiv um ihrer selbst willen beobachtet, so gewinnt man das eigentümlich erquickende Bewußtsein, daß sich darin Ewiges in der einzigen Form darstellt, in welcher es irdisch zur Erscheinung kommen kann, in der Form der Vergänglichkeit, ohne daß das Vorübergehende der Form die ewige Dauer des Gesetzes aufzuheben vermöchte.

Auch für den Ärmsten blüht die Natur, wenn er sie nur richtig anschaut:

Zur Vertiefung des Naturgenusses kann es sich nur um die Erweckung und um die erschöpfende Ergründung der zu diesem Genuß notwendigen Gemütsstimmung handeln. Sie ist die Ruhe, die von den Gegenständen der Betrachtung genährt und ausgefüllt wird.

Diese Gemütsstimmung nennt Lorm den „grundlosen Optimismus“, „das richtige beseligende Schauen in die Kunst und in die Natur“; grundlos, weil er sich von seiner erlösenden Heiterkeit keine in Begriffe und Worte faßbare Rechenschaft geben kann. Die Ruhe der Betrachtung bedarf keineswegs nur ruhiger Gegenstände, vielmehr kann selbst die immerwährende Bewegtheit des menschlichen Lebens zu einem erquickenden Schauspiel werden, wenn das Gemüt des Beobachters nicht in Mitleidenschaft dabei gerät.

Ja, warum sind wir Menschen heiter? Der Apostel Paulus würde sofort seine Antwort bereit haben: Weil mich nichts scheiden kann von der Liebe Gottes, geoffenbart in Christus. — Die grundlosen Optimisten gestehen bescheiden ein: Für unsere beste Heiterkeit wissen wir keinen zureichenden Grund. Alle Begründungsversuche verstummen vor unserm höchsten Glück. Schließt ein Kaufmann ein gutes Geschäft ab, so freut er sich im Augenblick, aber wir fühlens deutlich, die rechte Freude sieht anders

aus. Fragen wir ihn bald darauf wieder nach seinem Handel, antwortet er mißmutig, es könnte besser sein. Die echte Heiterkeit ist dagegen ein unverlierbarer Schatz des Gemüts:

> Nur wie unangezündete Kerzen umstehen uns die Genüsse des Lebens. Sie leuchten erst, wenn sie an einem Funken unsrer eignen inneren Freude entbrennen. Wer kann von irgend einem Besitz abstrakt genommen sagen, daß derselbe das absolute Glück ausmachen oder vorstellen müßte? Wer kann hinwieder irgend einem noch so unbedeutenden Besitz, einem noch so geringfügigen Ding auf Erden die Möglichkeit absprechen, daß in ihm das Glück eines Menschen liege? Salomon seufzte nach Glück unter allen Schätzen des Erdballs, und der Graf im Kerker nannte sich befriedigt und glücklich mit der Spinne, die er an sich gewöhnt hatte. Dort fehlte der Funke des grundlosen Optimismus und lichtlos für das Gemüt blieben alle Schätze; hier war er vorhanden, und ein Gegenstand, der sonst lieber zertreten als bewahrt wird, genügte ihm, um daran in der Form eines Besitzes positives Glück zu werden.

Nicht Bildung also, nicht Reichtum, nicht Herrschergewalt befähigen zum grundlosen Optimismus, sondern allein die Herrlichkeit des Gemüts, darinnen er tiefer ruht, als sich ein Gedanke schwingen mag.

Lorm behauptet, der Optimismus ohne Grund widerspricht im Gegensatz zum Optimismus aus Gründen der Vernunft dem Pessimismus nicht und wird auch nicht von ihm angefochten. Wie im Schmerz den einzig gerechten Ausgangspunkt der Philosophie, so erkennt er in der Heiterkeit ihren End- und Zielpunkt. Ich teile Lorms Ansichten hierin nicht; ich halte den grundlosen oder, deutlicher gesagt, den unbeweisbaren Optimismus durchaus mit einer kritisch-bejahenden Lebensanschauung vereinbar.

Unser Sein und Bedürfen reicht eben weiter als unsre Verstandesfähigkeiten dringen können. Die Grundstimmung meines Lebens kann ich wohl im Hinblick auf die Welt läutern, aber ihre Hauptrichtung ist doch immer angeboren und darum unbeweisbar und unübertragbar. Wer das Leben kennt, weiß sehr wohl: Nicht darum bin ich heiter, weil die Welt so ist, sondern ich sehe über der Welt trotz allen Schmerzes einen Glanz unsagbaren Glückes liegen, weil ich grundheiter bin.

Auch in manchen Einzelheiten stimme ich mit Lorm nicht überein. Die ersten Abschnitte des Werkes setzen beim

Leser die Bekanntschaft mit den bedeutendsten philosophischen Richtungen voraus, dagegen sind die letzten Teile leicht verständlich und da besonders anziehend, wo Lorm von den einzelnen Jahreszeiten spricht:

> Der Juni! Mehr und mehr steigt die Jahreszeit zum Gipfel ihrer Schönheit auf. Noch wachsen die Tage und es reift das Korn. Noch schwebt überall und über allem der Zauber des Werdenden. Und ein Unerklärliches, ein Zauber ist es, weil zu allem, was da jetzt wird, was immer blühender, immer vollendeter wird, der Mensch nichts mehr hinzuzutun vermag. Die Feldarbeit ruht, die Natur bedarf der helfenden Hand nicht mehr. Von dem letzten Rätsel des Vollbringens schließt sie ebenso wie von dem ersten des Empfangens das sterbliche Auge aus.

Auch die andern Schriften Lorms sind von seiner Lebensanschauung durchdrungen. Für mich tritt indessen das Gedankliche, das in der Philosophie der Jahreszeiten die Betrachtung so anziehend beherrscht, zum Beispiel in den meisten Gedichten Lorms zu stark hervor. Von der Lyrik erwarte ich mehr Anregung unmittelbarer Gefühle und Stimmungen als Lorm gibt.

Von den beschwichtigenden Büchern zu den aufklärenden, belehrenden können uns **Ludwig Laistners** „Nebelsagen“ leiten. Laistner spürt den Nebelbeziehungen unsrer Volkssagen nach. Sein Gegenstand ist die Mythendichtung. „Mythen sind Rätsel“, sagt Simrock. Um sie richtig zu deuten und zu genießen, dazu gehören gründliche mythologische und sprachwissenschaftliche Kenntnisse, aber auch Sinnigkeit und volksmäßiges Empfinden.

> Die Mythendeutung beruht im Grunde auf einer zwiefachen Art der Vergleichung. Die eine, von der die Methode den Namen hat, hält Sage mit Sage zusammen, die andre vergleicht den Sagenbericht mit dem mutmaßlich darin sich spiegelnden Naturvorgang; jene sucht aus der mannigfach getrübten Überlieferung den echtesten Text herzustellen, diese unternimmt die Auslegung des so gewonnenen Textes.

Von der zweiten Art der Vergleichung, zwischen Sage und Natur, macht nun Laistner ergiebigen Gebrauch und hierauf beruht gerade der Reiz seines Buches. Er geht vom Sichtbaren, von Nebel und Wolke, aus:

> Statt sich mit den allgemeinsten Vorstellungen und Erfahrungen aus dem Gebiete von Wolken, Wind und Wetter

zu begnügen, wendet sich die Untersuchung mit Vorliebe dem Besonderen und, soweit es ihr erreichbar war, örtlich Eigentümlichen zu und nimmt ihren Ausgang von der Naturbeobachtung, also in gewissem Sinne von der unmittelbarsten Gegenwart. Ist es richtig, daß aller Mythus seinem Kern und Wesen nach Naturdichtung ist, so muß ja seine authentische Interpretation aus dem Naturvorgang zu entnehmen sein, zu diesem müssen sich die Sagentexte als zu einem Urtexte verhalten, und je mehr sich der Mytholog mit Naturschilderungen vertraut macht, desto häufiger wird er Übereinstimmungen zwischen Mythus und Natur beobachten, die für ihn denselben Wert haben wie für den Hieroglyphen- und Keilschriftenforscher die zweisprachigen Urkunden.

Aus solcher Mythendeutung erwächst dann ein zwiefacher Erfolg. Einmal steuert sie dem Aberglauben; sie erhellt die Sagen durch Hinweis auf Naturvorgänge. Sodann aber gibt sie Manchem, was wir zuerst für unsinnig und abergläubisch halten, einen guten Sinn; sie rechtfertigt unsre Vorfahren. War ihr Blick in die Natur auch nicht so scharf wie unsrer, so waren sie doch keine bloßen Träumer, sondern treue, fleißige Beobachter. Sie ergänzten nur ihr geringeres Wissen durch größere dichterische Anschauung.

Zu den notwendigen Büchern gehören endlich alle belehrenden medizinischen Werke. Nur ein philosophisch beanlagter Arzt kann solche Bücher schreiben. Es kann mit der Heilkunde und ihren Erfolgen doch nicht gut stehen, wenn wir bemerken, wie die meisten außerordentlichen Menschen, also die geborenen Führer, körperlich krank und daher auch geistig nicht ganz gesund sind. Karl Bleibtreu, gestützt auf Lombroso, behauptet sogar:

> Jede höhere Geistestätigkeit, die sich über das Durchschnittsmaß erhebt, wird unabänderlich durch Zerrüttung des Nervensystems oder durch Gehirnstörung bestraft, oder eigentlich durch Beides zugleich, da Beides im Grunde auf dasselbe hinausläuft.

So weit möchte ich nicht gehen. Aber selbst, wenn Bleibtreu recht hätte, braucht denn das, was bisher geschah, auch in Zukunft zu gelten? Seit Schopenhauer pflegt das Genie in einem strengen Gegensatz zum Volk gebracht zu werden. Gewiß, das Genie überragt die Durchschnittsmenschen weit und muß mit ihnen oft schwer um seine Anerkennung ringen. Aber

schließlich stammt auch der Geniale aus dem Volk und kann auch nur im Volk die rechte Würdigung und Befriedigung finden. Einseitig, undankbar und dumm ist es, das Genie anzufeinden. Einseitig ist es ebenso, das Genie über Gebühr zu rühmen und zu bewerten, als ob die Menge nur seinetwegen lebte. Genie und Volk sind durchaus von einander abhängige Größen. Und wenn sich bisher kein gesundes Genie entwickeln konnte, so mangelte ihm eben der rechte Boden; nämlich das gesunde Volk. Mag dieses immerhin ein unerreichbares Ideal sein, wir wissen ja aus der Einführung, das Unerreichbare am Ideal ist kein berechtigter Einwurf gegen seinen Wert. Ich glaube fest: Ein bedeutender Geist kann mit einem gesunden Körper mehr leisten als mit einem kranken, und ferner: Ein gesundes Volk wird seinen großen Männern mehr Verständnis entgegenbringen als ein erkranktes. Eintagsschreiber mögen daher die Literatur durch allerhand Mittelchen heben wollen, es bleibt allemal ein vergebliches Beginnen, wenn damit nicht gleichzeitig auch die Volksgesundheit irgendwie gefördert wird. Bücher, die das leisten, nenne ich notwendig, sie müssen klar und einfach gehalten sein, sie müssen die Selbstbesinnung des Lesers anregen und so das erwecken, was für den Arzt am wichtigsten ist: Rechtes Vertrauen. Für notwendige Bücher halte ich zum Beispiel **Schrebers** „Ärztliche Zimmergymnastik“, **Lahmanns** „Diätetische Blutentmischung“ und „Zur Abwehr der Krebsgefahr“ von **Ziegelroth.** — Einfach und einnehmend klingen sogleich schon die Worte, die Schreber seinen Ausführungen voransetzte:

> Es ist sicherer, in den Folgen belohnender und zudem des Menschen würdiger: durch Selbsttätigkeit die Gesundheit soweit möglich zu entwickeln und zu erwerben, als sie, wenn sie verloren, allein im passiven Hilfesuchen von der Natur oder aus der Apotheke zu erwarten.

Klar erkannte er, wie nur eine planvoll geregelte Muskeltätigkeit die beiden großen Gruppen von Lebensäußerungen, Atmung und Verdauung, bis ins Alter kräftig erhalten kann. Viele Menschen leiden aber an Bewegungsmangel oder doch an Einseitigkeit der Bewegung, wie es das Spazierengehen bietet, und die, so da ihren Körper durch Sport ausbilden, überanstrengen sich meistens. Um nun einem Jeden ohne Geräte die seinem Körper dienliche Muskeltätigkeit zu verschaffen, entwarf Schreber eine Ordnung von einfachen natürlichen Bewegungsformen, „wie sie in der Mechanik des menschlichen Körpers begründet und durch den Bau seiner Gelenke deutlich vorgezeichnet sind.“

Gleichwohl hält er die Gymnastik nicht für ein Universalheilmittel, sondern will sie nur in enger Verbindung mit der allgemeinen Heilkunde angewandt wissen. Schrebers Gedanken beschränken sich indes nicht auf das eigentlich Medizinische. Er will den Körper stärken, um der geistigen Entwicklung die unentbehrliche Grundlage zu geben. Seine Hauptmahnung lautet:

> Ringe nach voller Herrschaft über dich selbst, über deine geistigen und leiblichen Schwächen und Mängel. Beginne mutig diesen Kampf — auf welcher Stufe des Lebens auch immer du dich befinden magst, es ist nie zu spät — und bleibe unermüdlich in dem Streben nach dieser wahren Freiheit, nach Selbstveredlung.

So spricht kein gewöhnlicher Arzt, so spricht nur ein Lebenskünstler.

Wollte Schreber einem jeden die in ihm liegenden physikalischen Gesundheitsmittel zum Bewußtsein bringen, so erörtert Lahmann hauptsächlich die Ernährungsfrage. Über den Eiweißstoffen, Fetten und Kohlenhydraten waren die Nährsalze von den Gelehrten fast vergessen. Gleich Köppe und Hensel sucht Lahmann dies Versehen auszugleichen und verficht besonnen die wichtige Stellung der Nährsalze, namentlich der Natron- und Kalksalze, für den Stoffwechsel. Er leugnet den Nutzen der Eiweißstoffe nicht, nur dürfen darüber die Nährsalze nicht vernachlässigt werden. Das Entscheidende bleibt in solchen Fällen immer die Erfahrung, und sie bestätigte Lahmanns Ansichten hundertfach. Lahmann will gleich Schreber den ganzen Menschen vorwärts bringen. Darum dringt er auch auf genügende Muskeltätigkeit, ausreichenden Luftgenuß und natürliche durchlässige Kleidung. Er will zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt beitragen. Ärzte sollen mehr Krankheiten verhüten als heilen. Darum muß schon das Kind früh zur praktischen Gesundheitspflege angehalten werden. Derb aber treffend äußert sich Lahmann darüber:

> Mein jetzt dreiundeinhalbjähriger Sohn versteht mehr von praktischer Gesundheitspflege als mancher Professor, der sein Leben lang mit Mikroskop und Reagenzglas gearbeitet hat und dennoch gichtbrüchig oder zuckerkrank geworden ist.
>
> Die Bücher über Gesundheitspflege, fährt er fort, fangen meist mit anatomischen und physiologischen Einleitungen an. Man ist abgespannt und abgeschreckt, wenn man dann an den hygienischen Teil kommt. Wie töricht ist diese Auffassung!

Anatomie und Physiologie sind schwierige abgeleitete Wissenschaften. Wenn nur der richtig hygienisch denken und handeln könnte, der Anatomie nnd Physiologie gelernt hat, so wären ja alle Menschen mit Ausnahme der wenigen ärztlich Gebildeten übel daran. Gott sei Dank liegt die Sache anders, zur praktischen Hygiene braucht man nicht mehr als die geistigen Fähigkeiten eines dreijährigen Kindes.

Aber wie viele Eltern sind denn vernünftig? fragt er weiter. Die meisten machen es so, wie die Mütter und Großmütter es taten, und sind, gestützt auf diese Überlieferung, jeder Belehrung unzugänglich.

Ziegelroths Schrift enthält einige Vorträge, die er im Walde vor den versammelten Kurgästen des Sanatoriums Birkenwerder hielt. Trotzdem sie eine der schlimmsten Krankheiten behandelt, wirkt sie doch ermutigend:

> Ich hätte mich wohl gehütet, die große Gefahr, welche der Kulturmenschheit durch den Krebs droht, hier öffentlich zu zeigen, wenn mir nicht gerade daran gelegen wäre, auf die Mittel hinzudeuten, wie dieser Gefahr zu begegnen. —
>
> Man muß sich vor allen Dingen von dem Gedanken frei machen, als wäre der Krebs ein örtliches lokales Leiden. Er ist vielmehr eine regelrechte allgemeine Erkrankung mit allerdings besonders in die Augen springenden örtlichen Erscheinungen.

Ziegelroth wendet hauptsächlich die Lahmannsche Gesundungstheorie auf die Krebskrankheit an. Überfütterung mit Eiweißstoffen, Mangel an Bewegung, schlaffe Hauttätigkeit begünstigen nach ihm die Entstehung des Krebses.

Alle drei genannten Forscher mahnen zur Mäßigkeit im Genießen, nicht um die Menschen philisterhaft zu machen, sondern um sie zu befreien von allem, was Körper und Geist verkümmert. Wer je Gelegenheit hatte, nach Jahren einmal alte Universitätsfreunde wiederzusehen, wundert sich oft, was für langweilige Gesellen aus den tollen übermütigen Burschen geworden sind. Gerade die besten Zecher werden später die unleidlichsten Spießbürger, während die andern, die dem unsinnigen Treiben bald mutig den Rücken kehrten, sich ihre Frische bewahrten. Achtsamkeit auf seinen Körper braucht nicht in Ängstlichkeit auszuarten. Unser Körper gleicht einem kostbaren Schrein, darinnen das Lebensglück sich birgt. Ihn kraftvoll auszubilden, muß eine Hauptsorge jedes Menschen werden.

So gelangen wir unwillkürlich von der Notwendigkeit zur Kraft.

Auch hier, wie stets in meiner Arbeit, wende ich mich an die Selbstbesinnung des Lesers; ich will nichts beweisen, ich will nur aufzeigen. Wir sahen, alles Lebendige ist einzigartig und ist notwendig. Wir suchen nun eine neue Grundeigenschaft des Lebens kennen zu lernen; an ihr wird ja dann auch wieder das Meisterbuch teil haben.

Augenscheinlich ist, um überhaupt einzigartig und lebensfähig zu sein, muß ich eine bestimmte Kraft besitzen. Ich kann mich gegenüber einer Umgebung als lebendiges Wesen gar nicht behaupten, falls mir nicht eine gewisse Kraft innewohnt. Diese Kraft sucht das ihr dienliche aufzunehmen und zweckmäßig für meinen Körper und Geist zu verarbeiten, gegen das, was sie schädigt, wehrt sie sich. Wir beobachten solche Vorgänge bei allen Krankheiten; Krankheiten verdeutlichen es so recht, wie die gesunde Selbsterhaltungskraft im Menschen das Ungesunde zu beseitigen sich bemüht. Kraft haben im gesteigerten Sinne — und diese Bedeutung kann ja nur fürs Schöpferische in Betracht kommen — nennen wir kraftvoll sein. Zur Einzigartigkeit und Notwendigkeit des Meisterbuches gesellt sich also

3. Das Geistig-Schöpferische als das Kraftvolle.

Wohl weiß ich, nicht alles geistige Leben ist kraftvoll, dennoch hat es seiner Natur gemäß die Bestimmung zum Kraftvollen. Die Bedeutung des Lebens, die Grundlage aller schöpferischen Selbsterhaltung und Selbstentwicklung ist das Kraftvolle, obgleich dies ganz deutlich nur bei wenigen Persönlichkeiten zum Ausdruck kommt. Sinn hat es demnach, keine Bücher zu schreiben, schreibe ich aber Bücher, dürfens nur kraftvolle sein. Kraftvolle Bücher sind packende, reiche, mutige und gesunde Bücher. Kraftvoll nenne ich ein Buch, wenn es die, so trägen Geistes sind, nachdenklich stimmt, und alle Aufrichtigen in ihrem Vorhaben bestärkt, wenn es ergreifend wirkt, wenn es Schätze der Erkenntnis birgt und dabei doch kurz und klar geschrieben ist, wenn es wenig voraussetzt, wenn über ihm jener Hauch des Erfinderischen, der Selbstsicherheit, der Tapferkeit, der Frische und Gesundheit ruht, der allen Schwächlingen rätselvoll, unheimlich, ja mitunter sogar ruchlos erscheint, kurz, wenn es mit schöpferischem Leben gesättigt ist.

Die Verneinung des Kraftvollen oder das Kraftlose erstreckt sich nach zwei Hauptrichtungen, nach dem Schwächlichen und

nach dem Maßlosen hin; so ergeben sich hier wiederum zwei Reihen von verneinenden Beispielen, die unkräftigen, schwächlichen Bücher und die maßlosen, ungesunden Bücher. An den ersten vermissen wir das Herrlich-Mutige, das Ergreifende der echten Kraft, die uns über das alltägliche Gefühl hinaushebt; die andern tragen wohl den Trieb nach Macht in sich, aber ihnen fehlt ein würdiges Ziel, die ihnen innewohnende Kraft verrinnt, ohne eine starke Wirkung auszuüben.

Beim Betrachten eines Schriftwerkes gilt es zweierlei zu unterscheiden: Die Schaffensart, die schöpferische Stimmung des Ganzen, die stets gegenwärtig bleibt, die mit dem ersten Worte anhebt und immer deutlicher sich entfaltet; und dann das Einzelne, das da wechselt, das bald sich vordrängt bald zurücktritt, um anderm Einzelnen Raum zu geben. Beide Werkelemente beeinflussen sich gegenseitig. Wahrhaft kraftvoll kann daher eine schöpferische Leistung nur sein, wenn aus ihrer Grundstimmung, aus ihrem ganzen Inhalt uns ein kraftvoller Hauch entgegenweht, und wenn weiter das Kraftvolle sich auch in einzelnen menschlichen Gestalten offenbart. Diese Forderung ist nicht altmodisch oder ausgeklügelt, sondern dem Leben selbst entnommen, dem Leben, das die Kunst als ein besondres Gebiet einschließt und dessen Grundrichtungen auch für sie bindend sind.

Die das Schwächliche in der Literatur verteidigen, berufen sich zumeist auf große Vorgänger, besonders auf Goethe. Nun bedeutet aber Goethe für uns kein unbedingtes Ideal, und mit seinen schwankenden Männergestalten die Schwächlinge andrer Dichter zu verteidigen, geht durchaus nicht an. Gewiß, auch dem Schwächlichen dürfen wir mitunter im Kunstwerk begegnen; soll uns das aber nicht verstimmen, so muß ihm zur Seite ein Kraftvolles treten, und muß vorherrschen. Das Schwächliche darf sich nur zur Kontrastwirkung dem Starken beigesellen.

Bei neueren Dichtern findet aber gerade oft das Gegenteil statt. Ich verweise auf **Georg Hirschfeld.** Seine erste Novelle „Dämon Kleist“ leitet er mit einer Zeitungsnotiz ein:

> Erschossen hat sich am Abend des 21. November im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist.

Ich finde das geschmacklos. — Der Berliner Gymnasialdirektor Arnold nimmt seinen Neffen Wilhelm, einen verwaisten, verträumten und verschlossenen Menschen, der in seiner Kindheit viel Leid erfuhr, bei sich auf. Und damit beginnt ein stiller

Kampf, der für Wilhelm zum Todeskampf wird. Seine Verwandten verstehen ihn nicht. Von Grete Arnold heißt es:

> Mit ihren heißen 15 Jahren suchte sie — fand aber nichts Männliches an dem stillen blonden Menschen mit den wunschlosen Augen, und neben dem Grauen vor ihm, welches sie fühlte, regte sich etwas wie Trotz in ihr, und sie begann ihn zu hassen.

Nur die schwindsüchtige Martha kann ihm nachempfinden. Schon vorher hatte es ihm Heinrich von Kleist angetan. Jetzt will er seinen Lieblingsdichter in einem Drama darstellen. Aber Kleists Dämon treibt ihn zur Verzweiflung. Wilhelm kann das erlösende gestaltende Wort für seine wogenden Gefühle nicht finden:

> Tag aus Tag ein saß Wilhelm an seinem Arbeitstisch, die Feder am Munde und starrte ins Leere. Nichts erreicht, nichts herausgefördert, alles Chaos, wie ehedem, da ihm sein Traumbild erschienen.

Und so stirbt er in Wannsee, nachdem er sich mit den süßlichen Worten getröstet:

> Konnte es wohl ein schöneres Ausklingen geben, ein sanfteres Hinüberschlafen, als dort, wo aus Grabesdunkel heraus noch das wachsende Leben, die Eiche, emporgestiegen war?

Ein wirrer lebensfeindlicher Hang beherrscht die Hauptperson und verbreitet sich von ihr aus über die ganze Erzählung. Wilhelm faßt Heinrich von Kleist einseitig als einen lähmenden literarischen Dämon auf. Vor der Literatur verschwindet dem jungen Arnold alles übrige. Er verliert allmählich jeden Halt in der Wirklichkeit. Kleist leistete doch etwas, obschon es ihn selbst nicht befriedigte. Aus seiner Penthesilea, diesem Selbstbekenntnis ohne Gleichen, spricht wohl eine wahnsinnige Selbstvernichtungswut, aber zugleich doch auch eine blühende Jugendkraft, ein jauchzendes Lebens- und Liebesverlangen. Davon weiß Wilhelm nichts. Wilhelm leistet nichts, er kann sich von Kleist nur in den Tod nachziehen lassen.

Viel mehr Anteil als dieser Wilhelm erweckt Hirschfelds Agnes Jordan. Etwas Zartes, Vornehmes, Gereiftes waltet in dieser Frauengestalt, die wir von der Hochzeit bis ins Alter begleiten. Feinsinnig nennt sie einmal den Humor ein Resultat und wie treffend vergleicht sie das eigne aufopferungsvolle Dasein mit dem ihres gemeinen Mannes:

> Es ist seltsam. Für ihn ist das Alter die Vernichtung und für mich der große Friede.

Dennoch hinterläßt das Schauspiel keinen kräftigen, erquickenden Eindruck. Wir gewahren die Vorgänge gleichsam hinter einem Tränenschleier, es sind Agnes Jordans Tränen der Qual und der ohnmächtigen Empörung. Wo Hirschfeld sein Bestes gibt, erlangt er nur leise wehmütige Wirkungen. Das bestätigen selbst die Komödien. Er besitzt ja Talent und Beobachtungsgabe. Seine Arbeiten zeugen von einem abgeklärten verhaltenen Wesen, das uns fast zu abgeklärt für des Dichters Jahre dünkt. Eine starke, freie Männlichkeit suchten wir bisher vergebens darin.

Freilich ist es auch weit schwerer, kraftvolle Charaktere in anziehender vornehmer Menschlichkeit zu schildern als schwächliche. Diese bieten in ihrer schwankenden Unfertigkeit, ich möchte sagen, mehr Schatten dar, um recht plastisch hervorzutreten, während die Gedrungenheit, die Geschlossenheit der Kraftnaturen oft flach erscheint. In zahlreichen Werken treiben sich kraftvolle Gestalten herum, denen eben die geistige Vertiefung fehlt, sie sind unecht empfunden, sie besitzen nur Scheinkraft und zeugen trotz alles Heldenmutes gegen die dichterische Begabung ihres Erweckers. **Georges Ohnet** zeichnet mit Vorliebe solche Scheinhelden ohne Lebensfülle, sie ähneln sich einander auffallend. Mag es sich um einen Pfarrer oder Hüttenbesitzer, um eine Gräfin oder Schauspielerin handeln, hartnäckig edelsinnig sind sie alle und alle werden von bösen Leuten bitter verfolgt. Auch im Bösen versagt Ohnets Kraft. Teilt er den einen ausschließlich das Gute zu, so den andern das Schlechte:

> Die eine war ebenso edel, ebenso rein, ebenso sittsam, als die andere niedrig, verderbt und sittenlos war.

So heißt es von Lise Fleuron und Clémence Villa. Clémence haßt Lise wegen ihrer großen Bühnenerfolge. Einmal versucht sie ihre Nebenbuhlerin durch eine Pulverladung zu entstellen. Wir glauben einen Hintertreppenroman vor uns zu haben, wenn wir die Wutgedanken von Clémence lesen:

> Diesmal war die Rache eine vollständige, nun war es zu Ende mit den himmelblauen Augen, die sie so sehr haßte. Jetzt waren sie angeschwollen und blutend, beraubt ihres milden Blicks, beraubt ihres zauberischen Reizes! Was war der Tod, den sie so oft für Lise herbeigewünscht, im Vergleich mit der furchtbaren Marter, zu der sie nun verdammt war? Der Kunst, die sie anbetete, würde sie entsagen müssen, und der geliebte Mann, dessen erste Küsse sie noch auf den Lippen hatte, würde sich voll Abscheu von ihr wenden.

Ohnet versteht zu reden, es wird ihm leicht, Verwicklungen zu ersinnen, aber es ist kein schöpferisches Schwingen und Singen darin. Mag er die stärksten Leidenschaften darstellen, unser Gemüt erwärmt er nicht mit seiner glatten Erzählerei.

Nur allzu oft erregen Bücher bei ihrem ersten Erscheinen gewaltiges Staunen und Kampf und Sturm; indessen schon nach wenigen Jahren wirds still davon. Wer sie dann wieder liest, den muten sie ganz verblichen und veraltet an. Ein schwächliches Buch dieser Art ist **David Friedrich Straussens** Bekenntnis „Der alte und der neue Glaube". Strauß besaß gute Anlagen, aber keine Beharrlichkeit und vor allem kein kräftiges Lebensgefühl, ohne das nimmer kraftvolle Werke geschaffen werden.

Ich wollte reisen: nun verreis ich nicht.
Doch ob ich bleiben werde, weiß ich nicht.
Daß hier ich in der Fremde bin, ist sicher.
Wo meine Heimat sei, das weiß ich nicht.
Ich mein, ich hatt einmal zwei liebe Kinder:
Ob dies nicht bloß ein Traum sei, weiß ich nicht.
Ein Weib verstieß ich: Ob zu Haß die Liebe,
ob Haß zu Liebe wurde, weiß ich nicht.
Sie sagen, Bücher hätt ich einst geschrieben:
Obs Wahrheit oder Spott ist, weiß ich nicht.
Ungläubig, hör ich, nennen mich die Leute:
Ob ich nicht eher fromm bin, weiß ich nicht.
Nie hab ich vor dem Tode mich gefürchtet:
Ob ich nicht längst gestorben, weiß ich nicht.

Das dichtete er mit 40 Jahren, und diese Stimmung ist nicht etwa vom Augenblicke eingegeben, sondern zieht sich durch seinen ganzen Briefwechsel hin. Ein andres Mal schreibt er:

Wenn ich auch des Lebens nicht eben überdrüssig bin, so ist doch das, was man physisch oder geistig Lust am Leben nennt, niemals in mir gewesen.

Und zehn Jahre später:

Mit der Stockung meiner wissenschaftlichen Tätigkeit und dem Verlust meiner Familie sind die beiden Springfedern, die das Innere höher heben konnten, lahm geworden, und ich lebe, statt in beständigem Streben wie sonst, nur in beständigem Bemühen des Selbsvergessens.

Strauß gehört zur Gruppe der Vischer, der Gervinus und Hanslick. Wir erfahren von ihm, wie sich die Freunde beurteilen, sich auch wohl mitunter in Briefen und Zeitschriften gegenseitig anloben; wir begreifen, wie ihnen die überlegenen Geister eines Liebig und Schopenhauer, eines Richard Wagner und Friedrich Nietzsche zuwider waren; wir verstehen den Grimm und die Verachtung Nietzsches, womit er den alten und den neuen Glauben des Bildungsphilisters zerriß. Strauß möchte gern einheitliche und hoffnungsreiche Weltanschauung verbreiten, aber seine Persönlichkeit ist für solche Aufgabe zu schwach. Seine Ausführungen klingen nicht wie Weckrufe, sondern dürftig wie Glocken, die einen Sprung haben. Er kann weder herzhaft scherzen, noch trauern, noch grollen. Sein Bekenntnis weist nicht einen Satz auf, der ungewöhnlich in guter Bedeutung wäre.

Unverletzlich bleibt jeder Glaube über die letzten Fragen unsres Daseins. Strauß führt uns jedoch von dort aus auch auf Gebiete der Wirklichkeit, wo wir sehr wohl zwischen Echtheit und Schein unterscheiden können, wo Straußens platte und matte Sprache seine unkräftige Sinnesart verrät. Wir brauchen ihn nur „Von unsern großen Dichtern“ und „Von unsern großen Musikern“ reden zu hören, und wir wissen genug:

> Und endlich finden wir in den Schriften unsrer großen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unsrer großen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Geradezu unappetitlich dünkt uns, was Strauß über den Schillerschen Wilhelm Tell sagt:

> Die unvermeidliche Liebesgeschichte erscheint in Vergleichung mit früheren im Zustand äußerster Eintrocknung, bleibt darum auch mehr im Hintergrunde.

Ein andrer Satz lautet im schlechten Behördendeutsch:

> Was die verschiedenen Staatsformen betrifft, so darf man wohl dermalen als die bei uns in Deutschland vorherrschende Ansicht die betrachten, daß an sich zwar die beste Staatsform die Republik, diese jedoch in Anbetracht der Umstände und Verhältnisse vor der Hand für die europäischen Großstaaten noch nicht an der Zeit, bis auf weiteres mithin und auf einen nicht genau festzustellenden Termin mit der so leidlich wie möglich zu gestaltenden Monarchie vorlieb zu nehmen sei.

Trotzdem nennt Zeller seinen Freund einen „Meister in der Kunst anziehender und lichtvoller Darstellung“. Nein,

dafür nahms David Friedrich Strauß mit der Sprache viel zu leicht:

> Von einem Ringen, bekennt er selbstgefällig, ja nur von besondrer Bemühung mit der Sprache habe er nie etwas gewußt, für alles, was er ausdrücken wollte, stets von selbst das rechte Wort, für jede Art von Inhalt ungesucht die passende Form, den geeigneten Ton gefunden.

Und beweist damit, das Beste, was er von den Klassikern lernen konnte, versäumt zu haben. Nur wer sich gleich ihnen um die Sprache heiß bemüht, darf hoffen, einst eine eigene kräftige Sprache zu reden.

Naturen wie Strauß streben nicht über sich hinaus, sie wollen immer nur so viel, als sie können; das mag recht klug sein, führt aber auch nicht zu Taten von Dauer und Kraft. Die Stürmer und Dränger in Leben und Literatur wollen dagegen immer mehr als sie können, ohne rechtes Bescheiden. Wir wissen, besonders um den jungen Goethe scharte sich eine Reihe von solchen unfertigen, unruhigen Kameraden, denen es versagt blieb, sich zur maßvollen Klarheit durchzuringen. Ich möchte hier des Livländers **Reinhold Lenz** gedenken. Lenz war ein begabtes Menschenkind. Überaus schlicht und herzlich schildert er einmal die Trauer eines verlassenen Mädchens:

Ein schlechtgenährter Kandidat,
der oftmals einen Fehltritt tat,
und den verbotenen Liebestrieb
in lauter Predigten verschrieb,
kehrte einst bei einem Pfarrer ein,
den Sonntag sein Gehilf zu sein.
Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
noch Flammen ohne Maß zurück;
all itzt in Andacht eingehüllt,
schön wie ein marmorn Heilgenbild. —
War nicht umsonst so still und schwach,
verlassne Liebe trug sie nach,
in ihrer kleinen Kammer hoch
sie stets an der Erinnerung sog;
an ihrem Brotschrank an der Wand
er immer immer vor ihr stand,

und wenn ein Schlaf sie übernahm,
im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch das Härlein stutzt,
sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
all ihre Schürzen anprobiert
und ihre schönen Lätzchen schnürt,
und vor dem Spiegel nur allein
verlangt, er soll ihr Schmeichler sein.
Kam aber etwas fremds ins Haus,
tat sie sich schlecht und häuslich aus.
Denn immer immer immer doch
schwebt ihr das Bild an Wänden noch
von einem Menschen, welcher kam
und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
doch seiner Worte Kraft noch nicht;
und jener Stunden Seligkeit
und jener Träume Wirklichkeit,
die angeboren jedermann
kein Mensch sich wirklich machen kann.
Ach, Männer, Männer, seid nicht stolz,
als wärt nur ihr das grüne Holz.
Der Weiber Güt und Duldsamkeit
ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Das Lied ist ein Erinnerungsblatt an Goethes Liebe zu Friederike Brion, der Sesenheimer Pfarrerstochter; es ist aber auch das einzige der ganzen Sammlung, das ich las, ohne durch Überschwänglichkeiten gestört zu werden. Wo Lenz von eigner Liebe singt, wird er maßlos:

Auf eine Papillote,
welche sie mir im Konzert zuwarf.

Meinst du, mit Zucker willst du meine Qual versüßen?
Mitleidig göttlich Herz! wie wenig kennst du sie?
Wenn sich nach Mitternacht die nassen Augen schließen,
schläft doch mein Herz nicht ein, es wütet spat und früh.
Vor Tage lieg ich schon und sinn auf mein Verderben
und strafe mich oft selbst und nehm mir Tugend vor,
und kämpf und ring mit mir und sterb und kann
nicht sterben,
weil mich mein Unstern nur zum Leiden auserkor.
Ich soll dich sehn und fliehn? Dein Lächeln sehn
und meiden?

Und du verstehst es wohl, wo mirs am wehsten tut.
Du hassest meine Ruh, es scheint, dich freut
mein Leiden,
du wünschst es größer noch, es scheint, du willst
mein Blut.
So nimm es göttliche! Ein kleines Federmesser
eröffnet mir die Brust! Wie sanft würd es mir tun?
Ach, tus, durchbohr mein Herz, gewiß, dann
wird mir besser,
in deinen Armen will ich dann vom Leben ruhn.
Ach, welche Süßigkeit! Von Lieb und Wollust trunken
schläft dann mein mattes Haupt von seiner Unruh ein,
auf deinen süßen Schoß verliebt herabgesunken,
und küsset sterbend noch die Ursach seiner Pein.
Ja tus! Von deiner Hand, wie kann der Tod
mich schrecken?
Es ist das größte Glück, das ich erhalten kann.
Ein Stoß, so ists geschehn: wie süß wird er mir schmecken,
ein kleiner Stoß, und dann geht erst mein Leben an.
Dann will ich zärtlich dir als Geist zur Seite schweben,
dann wehrt es niemand mir, du selber wehrst es
nicht;
dann darf ich ungescheut dem Munde Küsse geben,
der so verführisch lacht und so bezaubernd spricht.
Dann darf, so lang ich will, mein Auge nach dir sehnen.
Dann hasch ich deinen Blick und schließ ihn in
mein Herz.
Dann wein ich, wenn ich will, und Niemand schilt
die Tränen,
dann seufz ich, wenn ich will, und Niemand schilt
den Schmerz.
Dann will ich dir im Traum zu deinen Füßen liegen,
und wachend horch ich auf, wie dirs im Busen schlägt.
Bist du vergnügt, o Glück! so teil ich dein Vergnügen,
wo nicht, so teil ich auch, was dir Verdruß erregt.
Dann mein unschätzbar Gut! Dann straft mich
das Gewissen
für meine Liebe nicht, nur dann, dann steht mirs frei;
dann fühl ich keinen mehr von den verhaßten Bissen,
als ob ich, Frevler, schuld an deiner Unruh sei.
Dann bist du meiner los, nicht wahr, du bist es müde,
von mir gekränkt zu sein? Dann weißt du es nicht mehr,
was mich schmerzt oder nicht, dann hast du ewig Friede,

dann nach dem Tode rührt mein Schmerz dich
nicht so sehr.
Selbst ach! dein Glück verlangts, ich fühl es, ach!
mit Zittern,
daß ich im Wege bin — so tu es, beste Hand!
Ich muß mir täglich nur das Leben mehr verbittern,
und tust dus nicht — dann, Gott, erhalt mir
den Verstand!

Das Mädchen, dem dieses Gedicht gewidmet ist, hieß Cleophe Fibich, Tochter eines Galanteriewarenhändlers aus Straßburg. Sie war bereits mit einem Herrn von Kleist versprochen, als Lenz für sie entbrannte. Er traf es meistens so unglücklich, sich in Mädchen zu verlieben, die sich bereits für jemand anders entschieden hatten. Auch diese leidenschaftliche Klage erweckt unser Mitgefühl; es sind nicht unnatürliche, unwahre Laute wie bei Hoffmannswaldau, es sind aufrichtige Schmerzen, die uns da entgegenklingen, aufrichtig aber auch ungebändigt. Der ganze Mensch gibt sich darin kund. — Niemand wird sich hiernach wundern, wenn Lenz in seinen Komödien auf die Forderungen des Theaters gar keine Rücksicht nahm. Wie der Schauplatz in ihnen von Szene zu Szene wechselt, so wechselt darin auch das Rohe, Unwahrscheinliche mit dem Natürlichen, Gemütvollen ab. Lenzens Ursprünglichkeit zeigt sich auch hier zuweilen. Niemand wird ohne Behagen den trefflichen Schulmeister Wenzeslaus im „Hofmeister" hören. Indessen eine wahrhaft befreiende Kraft, die uns aus dem Kleinen, Beschränkten heraus weite lichtvolle Ausblicke eröffnet, finden wir nicht darin. Ich führe eine Stelle aus dem „Hofmeister" an. Der Hauslehrer Pätus des Majors von Berg hat dessen Tochter Gustchen verführt und ist entflohen. Auch Gustchen hat das Elternhaus heimlich verlassen. Der Major, außer sich vor Wut und Gram, entdeckt nach langem Suchen endlich seine Tochter in dem Augenblick, wo sie sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzt. Sein Bruder, der Geheimrat von Berg, und ein befreundeter Graf helfen ihm bei der Rettung:

Major: Da! — (setzt sie nieder. Geheimer Rat und Graf suchen sie zu ermuntern). Verfluchtes Kind! Habe ich das an dir erziehen müssen! (kniet nieder bei ihr). Gustel! Was fehlt dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist noch mein Gustel? — Gottlose Kanaille! Hättst du mir nur ein Wort vorher davon gesagt; ich hätte dem Lausejungen einen Adelbrief gekauft, da hättet ihr können zusammenkriechen. —

Gott behüt! so helft ihr doch; sie ist ja ohnmächtig (springt auf, ringt die Hände, umhergehend). Wenn ich nur wüßt, wo der vermaledeite Chirurgus vom Dorf anzutreffen wäre. — Ist sie noch nicht wach?

Lenz hatte das Glück, manchen Gönner und Freund zu erwerben, aber seine Liebestollheiten, seine unruhigen Wünsche und Pläne ließen ihn nirgends heimisch werden.

Mir fehlt, schreibt er traurig an Merck, zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann.

Immer hastiger, sonderbarer wurden seine Entschlüsse, immer verworrener seine Lieder. Erst einundvierzig Jahre alt starb er elend und wahnsinnig in Moskau.

Ganz andere Klänge aber maßlos gleich Lenz stimmt der Lyriker **Georg Herwegh** an. Schon frühzeitig trat er politisch hervor. Sein Ideal, woran er treu bis zum Tode festhielt, war die deutsche Republik.

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
wenn dein starker Arm es will:

ruft er dem Volksarbeiter zu. Mit der deutschen demokratischen Legion aus Paris kam Herwegh, der nur widerstrebend das politische Führeramt angenommen, 1848 nach Straßburg und erließ von dort aus einen Aufruf an das deutsche Volk:

Wir sind keine Freischaren! Wir sind deutsche Demokraten! wollen Alles für das Volk, Alles durch das Volk! — Wir wollen die deutsche Republik mit dem Völker verbindenden Wahlspruche: Freiheit! Gleichheit! Bruderliebe!

Ohne sich mit der Hauptmacht der kämpfenden Republikaner in Deutschland recht verständigt zu haben, setzte die Legion nach längerem Grenzaufenthalt über den Rhein. Die badischen Volkskämpfer unter Hecker waren inzwischen geschlagen, und so durften auch die Deutschen aus Paris auf keinen Waffenerfolg mehr hoffen, es galt nur noch auf neutrales Schweizergebiet zu entkommen. Diesen gefahrvollen und beschwerlichen

Rückzug hat Frau Emma Herwegh in einem eignen Schriftstück ausführlich beschrieben; es kam ihr vor allem darauf an, den Vorwurf der Feigheit, der ihrem Manne gemacht war, zu entkräften. Ein Feigling war Herwegh gewiß nicht, aber auch gerade kein Märtyrer. Maßlos mehr in Worten und Anschauungen als in Taten verkannte er, woran es seinem Volk und seiner Zeit am meisten gebrach.

Die Mehrzahl seiner Gedichte sind politischer Art; sie sind sehr sprachgewandt, aber durchflutet von wilder Hast und Leidenschaft. Der Dichter bekennt selbst von sich:

O lobt euch nur des Westes Schmeichelwehen,
wenn kräuselnd er ob blauen Flächen zittert
und kaum dem Schilf ein welkes Blatt zerknittert —
ihr stillen Seelen, mögs euch wohlergehen!
Ich aber muß das Meer im Sturme sehen,
wenn Segel reißen, wenn der Mast zersplittert,
wenns in mir, um mich, über mir gewittert,
wenn Luft und Wasser hell im Brande stehen.
Ihr mögt ein ungleich größer Glück erfahren,
daß eure Gluten lange schon verlodert,
eh euer Leib im Schoß der Erde modert.
Ich werd nun einmal wilder mit den Jahren,
die Leidenschaft ist mein Eliaswagen,
und Feuer nur kann mich zum Himmel tragen.

Ich finde Herweghs Poesie nicht feurig, ich finde sie aufdringlich. Er liebt besonders den Kehrreim, als ob ihm ein Wort, einmal gesagt, nicht genügte.

Verse wie:

So tönt zu meinem stillen Volke
mein zürnend freiheitheischend Lied;
ich bin die schwere schwarze Wolke,
der Gott den Donner nur beschied;
ich bin kein froher freudger Buhle,
des Wappen Rose und Pokal,
ich sitz als Gast auf Banquos Stuhle
bei jedem frechen Königsmahl.

oder:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Laßt, o laßt das Verseschweißen!

6

Auf den Amboß legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein.

oder:

Dürft ich an einer Marmorsäule
ein Simson stehn,
in meiner Faust Herakles Keule
zum Schwunge drehn,
wenn die Paläste brechen —
o Gott, was hast du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich habs gewagt!

Solche Verse betäuben für den ersten Augenblick gleichsam den Leser, sie erheben ihn nicht.

Doch wäre es ungerecht, Herwegh nur nach seinen politischen Gedichten zu beurteilen. Für die Verinnerlichung eines Menschen bietet die Politik ja wenig, nur ganz selten gelingt es einem Politiker, sich jene überlegene Ruhe zu bewahren, die eine Grundbedingung aller schöpferischen Tätigkeit bildet. Das Lied ist der Prüfstein für einen Lyriker, bemerkt Herwegh einmal richtig. Indessen auch in seinen Liedern begegnet uns das Schreiende, Flache und Gesuchte:

Durchtobt in wildem Flusse
das heiße Blut dein Herz,
dann ist das Gold zum Gusse,
zum Liede reif der Schmerz.

Und was du dann empfunden,
verbirg es länger nicht!
Verbinde deine Wunden
und schaff uns ein Gedicht!

Wirft dir auch keins von allen
das Leichentuch einst ab:
Die Bessern, die gefallen,
trug man schon nackt ins Grab.

Der Spinne gleich entrolle
nur sorglich dein Gespinst,
ob du auch keine Wolle
zum Mantel dir gewinnst.

Laß steigen Schmerz und Wonne,
laß steigen Leid und Lust,

wie aus dem Meer die Sonne,
empor aus deiner Brust!

Und weiter:

Stille! Stille! Nimmer länger
soll der Sohn des Weibes klagen,
sieht er, wie die ewgen Götter
schwer an ihrem Glücke tragen!

Wie sie lieben, glühend lieben,
wie sie hassen, glühend hassen,
und doch ihren Menschen unten
müssen ihre Träne lassen!

Wie sie herrlich und in Freuden,
sorgenlos im Himmel leben,
und doch ihren ganzen Himmel
ach! um eine Träne gäben!

Weine Seele, reiche Seele,
mutig, rastlos fortgeschritten!
Schon hör ich den Herren selber
dich um eine Träne bitten.

Als der Dichter Franz Gaudy in jungen Jahren starb, klagt Herwegh:

O Gott, stillt deine Opferwut sich nie?
Dein Himmel nicht, dein Mensch braucht Poesie!

Es muß eine wunderliche Gottheit sein, die bald sich opferwütig geberdet, bald ihre eignen Geschöpfe um eine Träne bittet. Herweghs Poesie ist eben nicht geworden, sondern gemacht, darum geht sie uns auch nicht zu Herzen. Nur ein Gedicht nehme ich hiervon aus, Heimweh:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
o rebenlaubumkränzter stolzer Fluß —
kaum bin ich eurer Schwelle nahgekommen,
klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.

Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein;
ich möchte, ja ich möcht zu Hause sein!

Die Schwalben seh ich schon im stillen Flug
die Häuser — nur das meine nicht — umschweben;

o warme Luft, und doch nicht warm genug,
verpflanzte Blumen wieder zu beleben!

Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
was wird dem Fremdling er im Herbste geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Totenschrein —
mich friert, mich friert! ich möcht zu Hause sein! —

Hier fand der Heimatlose einmal einfache, herzliche Worte für seine Verlassenheit.

Weit über die Politik hinaus reichen **Constantin Pobedonoszews** „Streitfragen der Gegenwart“. Das System, dem er huldigt, ist das des Selbstherrschertums. Wie Herwegh gerät er ins Maßlose. Über Preßfreiheiten, Volksvertretungen, Kirchengemeinschaften außer der griechisch-russischen spricht sich dieser Jurist recht abfällig aus. Häufig malt er zu schwarz, besonders wenn er die Verfassungen und Zustände bei andern Völkern beurteilt.

> Die Wahlen drücken in keiner Weise den Willen der Wähler aus, sagt er einmal. Die Volksvertreter kehren sich durchaus nicht an die Anschauungen und Meinungen der Wähler, sondern lassen sich von ihrem eignen willkürlichen Ermessen oder von Berechnungen leiten, die mit Rücksicht auf die Taktik der gegnerischen Partei vorgenommen werden.

Pobedonoszew ist Oberprokureur des heiligsten Synods. Als das einzige weltliche Mitglied und als Vertreter des Kaisers in dieser höchsten russischen Kirchenbehörde übt er einen großen Einfluß auf das öffentliche Leben aus, und wir sind gewohnt, ihn uns als starren Fanatiker zu denken. Nun, in seinen Streitfragen zeigt uns Pobedonoszew zuweilen auch echtes Mitgefühl für die Schwachen und jene starke, schwermütige Liebe für sein Volk, die wir gerade bei hochgestellten Russen häufig finden; er möchte es gern erretten aus aller Not, freilich auf seine Weise, durch das Selbstherrschertum und die griechisch-russische Kirche:

> Unsere Kirche hat von jeher die Bedeutung einer allgemeinen Volkskirche und den Geist der Liebe und der unterschiedslosen Gemeinschaften besessen und bewahrt. Durch den Glauben erhält sich unser Volk mitten in allem Mißgeschick und aller Not, und wenn es durch etwas in der ferneren Geschichte erhalten, gefestigt und erneuert werden

kann, so kann es nur durch den Glauben und nur durch den Kirchenglauben geschehen.

und dann fragt er:

Soll es uns etwa im entferntesten nach der protestantischen Kirche und ihren Pastoren gelüsten? Gott verhüte, daß eine Zeit käme, wo unsre Pastoren sich in der Stellung von Beamten, die über das Volk gestellt sind, befänden und unter ihrer Gemeinde wie weltliche Persönlichkeiten, mit erhöhten Bedürfnissen und Wünschen, inmitten der Dürftigkeit und Einfachheit des Volkes wie die „Herren“ leben könnten.

Das Buch enthält manche treffliche Bemerkung, der vorwaltende Eindruck bleibt jedoch unerquicklich und maßlos. Mag Pobedonoszew viel gelernt, gesehen und erreicht haben, um alle die tiefgreifenden und ungemein schwierigen Fragen, die er behandelt, ich will nicht sagen, zu entscheiden, sondern nur gründlich aufzuzeigen, dazu mangelt es ihm an philosophischer Bildung und an Freimut.

Dem Schwächlichen entspricht in der Bejahung des Kraftvollen das Starke, dem Maßlosen das Maßvoll-Gesunde, doch sind hier die beiden bejahenden Richtungen nicht so deutlich unterschieden wie beim Notwendigen; ich gebe daher nur eine Reihe von Beispielen. Damit will ich aber nicht etwa sagen, das Kraftvolle im bejahenden schöpferischen Sinne sei nur ein Mittelwert zwischen dem Schwächlichen und Maßlosen; das Kraftvolle bezeichnet vielmehr eine höhere Entwickelungsstufe als die beiden Eigenschaften der Verneinung.

Wir dürfen das Gebiet des Kraftvollen nicht zu eng fassen. Nicht allein das Mannhafte, auch das Weibliche und Kindliche gehört hierher; ja, die echte Kraft birgt etwas von all diesen Elementen in sich, obschon eins davon vorwalten wird.

Schopenhauer hat recht, wenn er das Kindliche jedem Genie beilegt. Manche schöpferische Naturen bleiben allerdings zu tief in der Kindlichkeit befangen; sie erlangen nicht die völlige Reife ihrer Begabung, mögen sie im Einzelnen auch Großes leisten. —

Was uns in vielen Gedichten **Gottfried August Bürgers** so sehr anspricht, ist der kindlich-kraftvolle volkstümliche Zug:

Schön Suschen kannt ich lange Zeit:
Schön Suschen war wohl fein;

voll Tugend wars und Sittsamkeit:
Das sah ich klärlich ein.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
wie Ebb und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
doch, wann ich ging, nicht weh.

Und es geschah, daß nach der Zeit
gar andres ich vernahm;
da tats mir, wann ich schied, so leid,
so wohl mir, wann ich kam.
Da hatt ich keinen Zeitvertreib
und kein Geschäft, als sie;
da fühlt ich ganz an Seel und Leib,
und fühlte nichts, als sie.

Da war ich dumm und stumm und taub;
vernahm nichts außer ihr;
sah nirgends blühen Blum und Laub;
nur Suschen blühte mir.
Nicht Sonne, Mond und Sternenschein,
mir glänzte nur mein Kind;
ich sah, wie in die Sonn, hinein
und sah mein Auge blind.

Und wieder kam gar andre Zeit,
gar anders ward es mir;
doch alle Tugend, Sittsamkeit
und Schönheit blieb an ihr.
Ich kam und ging, ich ging und kam,
wie Ebb und Flut zur See.
Ganz wohl mir tat es, wann ich kam,
doch, wann ich ging, nicht weh. —

Ihr Weisen, hoch und tief gelahrt,
die ihrs ersinnt und wißt,
wie, wo und wann sich alles paart?
Warum sichs liebt und küßt?
Ihr hohen Weisen, sagt mirs an!
Ergrübelt, was mir da,
ergrübelt mir, wo, wie und wann,
warum mir so geschah? —

Ich selber sann oft Nacht und Tag
und wieder Tag und Nacht,

so wundersamen Dingen nach,
doch hab ich nichts erdacht. —
Drum, Lieb ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
allein, ihr wisset nicht, woher?
wißt nicht, wohin er fährt?

Ich ziehe Bürgers Liebeslieder seinen Balladen vor. Mir ergeht es mit der „Lenore“ ähnlich wie mit Goethes „Braut von Corinth“. Einige Strophen dieser beiden Dichtungen enthalten wohl das Beste, was die deutsche Balladenpoesie aufzuweisen hat. Wer jedoch die Kunst stets in Verbindung mit dem gesamten höheren Leben betrachtet, wird diese beiden Gedichte mit ihrer gespenstischen Einkleidung nicht als erste Leistungen anerkennen.

Bürger nahm es mit seinem Dichterberuf sehr ernst; immer wieder und wieder feilte er an seinen Werken und erwägte Einwände von Freunden gründlichst. Sein Briefwechsel mit Boie und anderen Genossen wirkt ungemein wohltuend. Wahrhaft herzerfrischend ist es, wenn Vater Gleim schreibt:

> Meinen Bürger zu lieben, wär es genug gewesen, sein offnes Auge, durch welches ein ehrliches Herz so deutlich spricht, gesehen und sein Dörfchen gelesen zu haben.

Auch in Bürgers Prosa-Schriften gibt sich ein gesunder kräftiger deutscher Sinn kund.

Mit tiefer Teilnahme blicken wir auf Bürgers Leben. In schwungvoller Weise verherrlichte er oft die Freiheit und blieb selbst doch stets an die gemeine Lebensnot gebunden; er besaß wohl genügende Einkünfte, vermochte sie indes nicht recht zusammenzuhalten. So brachte er der Familie seiner Frau jahrelang bedeutende Opfer, teils verlieh er aber auch das Geld an gewissenlose Leute, teils verspielte er es.

> Ich habe in 4 Lotterien gesetzt, schreibt er an Sprickmann. Gewinne ich die 4 höchsten Loose, so bin ich ein weidlicher Kerl, wie der reiche Nabob. Wo nicht, so kostet mir der Spaß nahe an hundert Tälerchen.

War Bürger kindlich-kraftvoll und bieder, so war er auch kindlich-leichtsinnig. Seinem Schwager Georg Leonhart weiß er die besten Ermahnungen mit auf den Weg zu geben, er selbst folgt ihnen nur selten. Bürger ließ sich von äußeren Eindrücken zu sehr leiten. Bitter mußte er seine übereilte erste und dritte Ehe bereuen, und als dann noch Schiller gegen ihn auftrat,

verteidigte er sich zwar scharf, veränderte und — verschlechterte aber doch seine ursprünglichen Gedichte, um seinen Tadler zu befriedigen. Schiller war entschieden von beiden der größere Charakter, und wenn er behauptet, Bürgers Produkten fehle nur deshalb die letzte Hand, weil sie Bürgern selbst fehle, so stimmen wir ihm darin bei. Aber so hart wie Schiller beurteilen wir Bürger darum doch nicht. Fehlte es Bürgern auch an Selbstbeherrschung, so besaß er trotzdem doch Kraft im schöpferischen Sinne, und diese überwand in seinen besten Werken und in den besten Zeiten seines Lebens — ich denke dabei namentlich an die kurze Ehe mit Molly — frohgemut alle niederziehenden Elemente seiner Persönlichkeit.

Über Bürgers Schicksal schwebte es wie ein Verhängnis; gerade er bedurfte eines gütigen starken Frauenherzens, er bedurfte, ich möchte sagen, des Mütterlichen zum Schutze vor sich selbst und vor der Welt.

Auf dem Mütterlichen beruht ja die Kraft des Weibes, jener Drang, dem Schwachen zu helfen, bis es selbständig und stark geworden, jene Opferfähigkeit, die nicht das Ihre sucht, jene Sonnigkeit des Gemüts, nach der sich jeder echte Mann sehnt. Dieser mütterliche Trieb wird jede gesunde Frau, mag sie nun verheiratet oder unverheiratet sein, erfüllen; er wird auch ihrem geistigen Schaffen die Hauptrichtung geben. Das bestätigt eine der besten deutschen Erzählerinnen, **Louise von François**. „Die letzte Reckenburgerin“ bekennt nach einem strengen arbeitsreichen und einsamen Leben ihrem Pflegekinde:

> Meine liebe Hardine, wer ist dem andern mehr schuldig geworden, die hilflose Waise, die in dem Hause der reichen alten Frau eine Kindesstelle fand, oder ist es die reiche alte Frau, die durch das Bettlerkind Jugend, Liebe und Freude hat kennen lernen, die durch dieses Kind eine beglückte Mutter und erst ein Weib geworden ist?

Von Frau Erdmuthen, ihrer anderen Hauptgestalt, sagt die Dichterin:

> Vor allem aber entfaltete sie schon als Kind jenen ersten Reiz des Weibes, den ich nicht deutlicher als den mütterlichen zu nennen weiß. Sie spürte jedes Bedürfnis der Kreatur und wußte Hilfe für alles Fehlende und Verkommende.

Und weil Louise von François die echte Liebe kannte, darum kannte sie auch menschliche Schwachheit und Not. In

einem Briefe an ihre Freundin Marie von Ebner-Eschenbach bemerkt sie einmal:

> Unsere besten Schriftsteller werden langweilig, wenn sie einen edlen Menschen zu schildern beginnen, machen daraus ein verschwommenes Idealgebilde ohne Blut und Sinnen, das nicht wirkend irrt und nicht kämpfend strauchelt.

Nun, sie selbst beging diesen Fehler nicht. Ihre Gestalten sind sicher und gesund empfunden. Viele von ihnen grüßen uns als Lebensüberwinder, als gute Weggenossen. Und die Andern, die Verirrten, möchten wir trotzdem nicht missen. Wir fühlens, auch über sie waltet eine freundliche, mütterliche Macht.

Louisen war der Glaube an das Leben keine Redensart, sondern eine Erfahrung; ein verarmtes, kränkliches Fräulein setzte sie allen Widerwärtigkeiten ein mutiges Und dennoch! entgegen. Sie misstraute allem prunkhaften Wesen, sie verstand nicht zu schmeicheln, sie blieb in der Abhängigkeit frei und selbstlos. Hätte sie sich nicht ihre geistige Freiheit bewahrt, so hätte sie niemals lebendige Gestalten schaffen können. Wo immer eine Frau etwas Schöpferisches vollbringt, wird ihr auch eine gewisse Herrschermacht eigen sein. In dieser gestaltenden Herrschermacht, in dieser unbefangenen Selbstsicherheit, in dieser frohen Entschiedenheit erblicke ich das mannhafte Element der geistig-schöpferischen Kraft; es wird naturgemäß bei einer begabten Frau hinter dem Mütterlichen zurücktreten, es wird sich voll und ganz erst bei einem bedeutenden Manne zeigen.

Fast vergessen ist **Charles Sealsfield**, ein deutscher Dichter von seltener Frische und ursprünglicher Kraft. Seine Herkunft ist bisher noch nicht sicher festgestellt. Viele Anzeichen machen es indessen sehr wahrscheinlich, Charles Sealsfield sei nur ein Scheinname für Karl Postl aus Mähren gewesen. Gegen Ende seines Wanderlebens zog er sich nach Solothurn in der Schweiz zurück. Über seine Vergangenheit schwieg er hartnäckig. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer der nordamerikanischen Unabhängigkeit und hatte für die deutsche Kleinlichkeit nur bittre Verachtung. Indessen verriet er doch hin und wieder eine ungewöhnliche Teilnahme an den deutsch-österreichischen Zuständen und seine Lebensbilder aus beiden Hemisphären widmete er „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation“.

Sealsfield war keiner von den Schriftstellern, die nur unterhalten wollen. In einer Vorrede schreibt er:

Ich wünsche — mitzuhelfen, daß die tausend albernen, schädlichen, dummen Bücher, Moderomane genannt, und geschrieben, um die bereits unnatürlich genug gespannten, gesellschaftlichen Verhältnisse noch unnatürlicher straffer zu spannen, durch eine kräftigere Geistesnahrung ersetzt, durch ein Gegengift weniger schädlich werden.

* * *

Sie fragen, sagt er anderswo, in welche Klasse der Romane die meinigen gehören und würden sie in die der ethnographischen setzen? Ich muß erwidern, daß sie eben in keine der bestehenden Klassen gezählt werden können, sondern eine eigne Gattung bilden, die ich Volks-Roman nennen möchte, den Roman, in dem die Sitten, der Charakter eines Volkes vorzugsweise den Stoff der Bearbeitung bilden.

Daher fehlt seinen meisten Werken auch eine straffe, einheitliche Handlung, sie enthalten mehr aneinandergereihte Bilder aus dem Volksleben als durchgeführte Schicksale einzelner Persönlichkeiten. Ein mächtiger Menschenstrom gleitet an uns vorüber. Wir lauschen dem Gewoge des Londoner Marktes, wir sehen das bunte Treiben auf einem Mississippidampfer, wir lernen die Geschäftigkeit auf nordamerikanischen Farmen kennen. Trefflich weiß Sealsfield die verschiedenen Volksrassen, Indianer und Spanier, Deutsche und Franzosen, berechnende Yankees und feurige Southrons zu charakterisieren. Indessen besaß er auch die Gabe, einzelne ungewöhnliche Persönlichkeiten echt menschlich darzustellen. Vornehm, hoheitsvoll, ohne jeden Hochmut, tritt uns Oberst Isling entgegen.

Es umgibt unser Landleben, erklärt er einem jungen Freunde, ein gewisses Etwas, das schwer zu definieren ist, und diesem einen eignen Reiz verleiht. Die wirklich königliche Unabhängigkeit, die Abwesenheit von Allem, was wir gemeinhin Kleinstädterei nennen, das unbeschränkte Mitwirken an den großen Angelegenheiten der Nation, und durch diese an den Weltereignissen, das jeden Tag in dem Verhältnisse großartiger wird, als die Macht und der Einfluß unserer Republik nach außen hin gefühlt werden, verleihen unserm Landleben, mit der Abwesenheit aller beengenden Rücksichten, eine gewisse Würde, die etwas Souveränartiges hat.

Die Macht des Geldes weiß der rücksichtslose Handelsfürst Lommond glühend zu preisen:

Ahnen Sie etwas von der Seelenfreude, die wir sogenannten Geldleute genießen? Rechnen Sie es für nichts,

in das innerste Heiligtum, in die tiefsten Winkel des menschlichen Herzens zu dringen? Die gekrümmten Schleichwege der Staatsmänner zu erforschen, die verborgensten Falten der bürgerlichen Gesellschaft zu enthüllen, den Königssohn, den stolzen Herzog, den hochadeligen Baron, den Tapfern, den Listigen, die Schönste der Schönen in ihrer ganzen Nacktheit, in ihrer hoffnungslosen, hilflosen Ohnmacht, vor sich auf den Knieen liegend, zu schauen?

Und wie selbst die dunklen Pfade und Entwicklungen eines verkommenen Menschen von der Poesie erleuchtet werden können, zeigt Sealsfield in der Gestalt des verwilderten Bob.

> Er hat todesmüde, äußert der Alkalde bei Bobs Tode, und lebenssatt vier Jahre sein elendes, verachtetes, geächtetes Dasein fortgeschleppt. Vier Jahre hat er uns gedient, für uns gelebt, gekämpft, den Spion gemacht, ohne Hoffnung, Aussicht, Ehre, Trost, ohne eine einzige ruhige Stunde, ohne einen andern Wunsch als den Tod. Die erhabenste Tugend, der höchste Patriotismus würden zurückschaudern vor den Opfern, die dieser Mann uns — Texas — gebracht hat. Und er war ein sechsfacher Mörder!

Bei Sealsfield bleiben die Menschen stets im Vordergrunde, den Hintergrund bildet eine großartige, farbenprächtige Natur. Ich erwähne nur den gefahrvollen und doch so verlockenden Weg des Obersten Morse durch die Prärie am Jacinto:

> Etwas die Sinne mehr Verwirrendes läßt sich schwerlich denken, als ein solcher Ritt in einer warmen Märznacht durch die endlos einsame Prärie. Über mir das tief dunkelblaue Firmament mit seinem hell funkelnden Sternenheere, zu den Füßen ein Ozean magischen Lichtes, Millionen von Leuchtkäfern entstrahlend! — Es war mir eine neue verzauberte Welt. Jedes Gras, jede Blume, jeden Baum konnte ich unterscheiden, aber auch jedes Gras, jede Blume erschien in einem magisch übersinnlichen Lichte. Prärierosen und Tuberrosen, Dahlien und Astern, Geranien und Weinranken begannen sich zu regen, zu bewegen, zum Reigen zu ordnen.

Ahnungslos reitet Morse in die Steppe hinein, verirrt sich und wird schließlich fast verschmachtet von Bob aufgefunden und zurechtgewiesen.

Sealsfield beschränkte sich nicht darauf, das Volk zu beobachten und was er sah, aufzuschreiben. Er versuchte auch, die Blicke des Volkes zu erweitern. Sealsfields Bücher sind

mannhafte Bücher; ein erfrischender, die Tatkraft stählender Hauch geht von ihnen aus.

Von ähnlicher mannhafter Kraft zeugen **Oswald Kunhardts** „Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns“. Als Kunhardt seine fast dreijährige Reise um die Erde antrat, war er noch nicht 19 Jahre alt. Von einem so jungen Manne erwarten wir keine außerordentlichen Entdeckungen. Uns wird mehr der Beobachter, als was er beobachtete, anziehen. Kunhardt hält sein Werk auch keineswegs für maßgebend, sondern will nur „der Wahrheit gemäß die eigentlichen und ersten Auffassungen eines jungen Reisenden“ niederschreiben. Schulkenntnisse besaß er nur wenig, umso mehr aber das, was einen Kaufmann in der Fremde weiter bringt, Gesundheit an Körper und Geist, Sprachkenntnisse, Willigkeit zur Arbeit, Sparsamkeit, Ausdauer und Mut. Das Titelbild des Buches zeigt unsern Reisenden als australischen Goldgräber in Bendigo. Wir sehen einen breitschultrigen jungen Mann vor uns. Selbst wenn Kunhardt uns nicht von seinen regelmäßigen Ruder- und Wanderfahrten in der Kindheit berichtet hätte, würden wir ihn nach seinem Bilde und Buche für einen gesunden Menschen halten, der seine Entwicklungsjahre nicht mit Stubenhocken zubrachte. Als er $1^1/_4$ Jahr alt ist, bekommt er eine englische Erzieherin, im 12. Jahre eine französische Lehrerin; mit 16 Jahren konnte er sich der beiden fremden Sprachen ungezwungen bedienen. Schon früh hatte Vater Kunhardt seine Kinder auf den hohen Wert der Selbständigkeit verwiesen. Der junge Oswald wird, sobald er die ihm unleidliche Schule verlassen und er Gelegenheit erhält, auf eigene Verantwortung zu handeln, ein ganz neuer Mensch. Seine Reise war keine Vergnügungsfahrt; die meisten Streifzüge, die er unternahm, bestritt er von dem Geld, das er sich in Süd- und Nordamerika als Kaufmann verdient hatte.

Kunhardts Wanderjahre bilden den Abschluß seiner Lehrzeit. Wir brauchen sie durchaus nicht als Muster zu nehmen, seine Anlage für eine kraftvolle Unabhängigkeit förderten sie aber sicherlich. Solche weiten Fahrten stellen ja auch manche Forderungen an die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit des Reisenden; schlicht, ohne jede Prahlerei erzählt uns Kunhardt von den Gefahren und Hindernissen, die er zu überwinden hatte, und läßt auch dem Gemüte sein Recht widerfahren. Das beweist zum Beispiel ein Jagdabenteuer im Urwald:

Schwerlich, berichtet er, werde ich jemals vergessen, welchen Eindruck dieser sterbende Affe auf mich machte. Um

keinen Preis würde ich mich entschließen, nach dem einmal Erlebten einen Affen zu schießen. Es lag in dem Blick des Tieres etwas wie Vorwurf, wie tiefe Trauer ohne jede Bosheit oder Zorn. Ich konnte nicht unterlassen, an das arme Geschöpf heranzutreten und es zu streicheln, was es sich ruhig gefallen ließ. Die Kugel war ihm durch den Leib gedrungen; leise wimmernd verendete der Affe.

Die britische Tatkraft schätzt Kunhardt sehr hoch; nicht nur jungen Leuten nötigen ja die gewaltigen Leistungen der Briten in fernen Ländern Staunen und Achtung ab. Das englische Familienleben dünkt ihm überaus anheimelnd:

> Als ich am Abend dieses Sonntags nach Hause fuhr, legte ich mir die Frage vor, was die vornehmlichsten Gründe dafür sein möchten, daß man sich in dem Heim eines gebildeten Engländers durchschnittlich so viel besser aufgenommen fühlt als in dem Hause von Leuten anderer Abstammung, die auf der gleichen Bildungsstufe stehen. Offenbar besitzt der einzelne Engländer ein besonders hohes Maß von Geradheit. Er will nicht mehr scheinen als er ist, nicht weniger sein, als er der Außenwelt gegenüber erscheint. Freunde und Bekannte sollen sein Haus finden, wie es immer und ohne Ausnahme gehalten wird. Die Speisenfolge der Hauptmahlzeit ist an jedem Tage, den obwaltenden Verhältnissen entsprechend, so reichlich, daß immer einzelne unerwartete Gäste willkommen sind. Daraus ergibt sich, daß alle Familienmitglieder und die Dienerschaft den Fremden ohne die geringste Unruhe aufnehmen können; die tägliche Regelmäßigkeit wird durch Freunde nicht unterbrochen oder gestört. Die auch in der Form gewahrte Wertschätzung der einzelnen Glieder der Familie untereinander tut das Übrige, um den Fremden in ihrer Mitte sich heimisch fühlen zu lassen.

Nun, das waren seine Erfahrungen und die muß jeder ihm gelten lassen. Dagegen kann ichs nicht billigen, wenn Kunhardts Vorliebe für englische Art ihn verleitet, zum Beispiel alle Schiffsnamen mit dem weiblichen Artikel zu verbinden. So sagt er die San Nikolas, die San Martin, die Tartar. Nach deutschem Sprachgebrauch besitzt ein Schiff dasselbe Geschlecht wie die Person oder Sache, wonach es benannt ist.

Je mächtiger die schöpferische Kraft sich in einem Werke betätigt, desto klarer, gedrungener und frischer wird es sein.

Das gilt besonders von gelehrten Büchern. Ideen und Ideenform sollten sich darin stets entsprechen. Wer treffliche Gedanken in schlechter Hülle birgt, der gleicht einem reichen Manne, der in elender Hütte wohnt. Ein gutes gelehrtes Buch ist **Otto Schröders:** Vom papiernen Stil.

Gleich Rudolf Hildebrand wünscht Schröder, das Hauptgewicht im deutschen Sprachunterricht möge auf die gesprochne und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und gesehene. Freilich:

> Die mündliche Sprache, die aus dem Stegreif redet, bedarf der Zucht, wenn dauerndes soll geschaffen werden, der Zucht, die mit ihrem innersten Wesen rechnet, es nur immer reiner ausprägt, in reichem Vorrat nach dem treffenden Ausdruck sucht, hier kürzt, dort füllt, stets aber die Mittel spart, damit auch hier die Kunst der Künste gedeihe: mit Wenigem Viel!

Das Buch hat drei Teile. Der erste handelt vom großen Papiernen. Schröder denkt dabei nicht an einen oder an mehrere Menschen, sondern an einen Geist, der es bis zu einem gewissen Grade uns allen angetan hat. Aus dem reichen Inhalte hebe ich nur hervor, wie Schröder über die deutsche Anrede denkt:

> Der Engländer, der Franzose grüßt: Wie geht es Euch? Spanier und Italiener fragen: Sie (das ist: Eure Herrlichkeit) ist hier wohl fremd? Der Deutsche versteigt sich zu einem: Sie sind wohl fremd? oder schlägt gar noch den Purzelbaum: Gnädige Frau, sind hier wohl fremd? Die Karikatur dieser Höflichkeitsfratze: Des Herrn Hauptmanns Fuchs sind gesattelt.

* * *

> Und fragt dann weiter: Ob wohl einmal ein deutscher Fürst so groß denken wird zu sagen: Ich will von meinen Untertanen frei angesehen werden, denn auch mich verlangts, meinem Volke ins Auge, ins Herz zu sehn. Drum laßt uns einen Vertrag schließen. Ihr nennt mich fortan immer: Ihr, nicht bloß im Genetiv: Euer Majestät! — und ich euch wieder und, wem ich besonders gewogen bin, den nenn ich: Du. Vielleicht haltet ihr euch selber dann auch menschlicher, und sprecht nicht immer nur von einander, wie in zischelnder Afterrede: Sie, sondern treu, wie Deutschen ziemt, und offen, zu einander: Ihr und Du!

Der zweite Teil bringt die Lebens- und Leidensgeschichte des wackeren Wortes derselbe.

> Das unterscheidet ja, meint Schröder, die philologische Sprachbetrachtung von der papiernen, daß sie die Geschichte eines Wortes durch die Jahrhunderte verfolgt und in der Geschichte auch des einzelnen Wortes den Einfluß des gesamten geistigen Lebens spürt.

Auf diese wenigen Seiten ist viel Fleiß verwandt, nicht der trockne, grimmige, kalte Fleiß eines Spießgelehrten, sondern ein frischer, fröhlicher, herzhafter Fleiß mit der Losung: Dieses Buch redet wie ein Mensch.

Im letzten Abschnitt wendet sich Schröder dagegen, die Rede in Wörter zu zerhacken. Seine Untersuchungen gelten besonders dem Hiatus, der entsteht, wenn von zwei aufeinander folgenden Wörtern das erste mit einem Vokal endigt, das andre mit einem Vokal beginnt. Solche Fragen, die scheinbar nur der Sprachtechnik angehören, vermögen den Gehalt eines Werkes sehr wohl zu beeinflussen. Denn:

> Wo wertvoller Gehalt in einer Künstlerseele wohnt, da ringt er auch nach Gestaltung in technisch vollendeter Form. Dies Ringen kommt dem Gehalt wiederum zu gute, und erhält den Brunnen der Sprachkraft in Fluß, während es ihn zu erschöpfen scheint.

Wir blicken wiederum zurück. Der Satz: Alles, was lebt, ist notwendig, bedarf noch einer Ergänzung; uns drängt sich die Frage auf: Wofür ist es notwendig? Alles, was lebt, stammt aus der Vergangenheit und dient der Zukunft, ist notwendig für die Zukunft, trägt Keime der Zukunft in sich, hilft an der Zukunft bauen. Wie zur Einzigartigkeit unbedingt eine gewisse Kraft gehört, so folgt zwingend aus der allgemeinen Notwendigkeit ihre Richtung aufs Zukünftige. Ein Leben mag noch so arm, schwach, unbedeutend sein, es muß der Zukunft irgendwie dienen, es muß irgendwie Zukunft haben. Ein großes, mächtiges Leben wird aber eine große Zukunft haben, wird viel Keime der Zukunft in sich bergen, wird zukunftsreich sein, und hiermit ist uns eine neue Haupteigenschaft des Meisterbuches gegeben.

4. Das Geistig-Schöpferische als das Zukunftsreiche.

Das Verhältnis des Lehrers zum Schüler, des Meisters zum Jünger veranschaulicht uns das Zukunftsreiche besonders gut.

Wer in Andern schöpferisches Leben erweckt und zur Entfaltung bringt, wer die Zukunft mit der Gegenwart verbindet, wer den Blick fürs Unfruchtbare, für das Absterbende besitzt und damit zugleich ein liebevolles Verstehen für alles Jugendliche, Werdende, eine Sehergabe für das, was kommt und kommen muß, der ist zukunftsreich. Zukunftsreich sein heißt nicht, sich ein phantastisches Bild von der Zukunft vorgaukeln, sondern in der Wirklichkeit lebensfähige Keime entdecken, die andre noch nicht sehen. Zukunftsreiche Bücher sind Bücher der Auferweckung und der Erziehung, Bücher des siegreichen Kampfes gegen alles Morsche und Verfaulte, Bücher tiefsinniger Weissagung, mit denen aber selbst schon die Erfüllung anhebt.

Auch hier gilt, was ich schon beim Kraftvollen sagte: Nicht alles geistige Leben ist zukunftsreich im schöpferischen Sinne, aber seine natürliche Bestimmung bleibt es darum doch, zukunftsreich zu werden, neues Leben zu erzeugen und so eine Zukunft, die höher als die Gegenwart entwickelt ist, heraufführen zu helfen.

Zukunftsreiche Werke wird nur ein redlicher und geduldiger Mensch schreiben; einer, der auf schnellen allgemeinen Erfolg zu verzichten versteht, den seine einsame Entdeckerlust für alle Gleichgiltigkeit der stumpfen Menschen entschädigt, in der frohen Gewißheit: Auch meine Stunde wird kommen.

Das Zukunftsreiche ist für den Durchschnittsmenschen meistens zu lästig. Zukunftsreiche, fruchtbare Bücher werden nicht gern gelesen, weil sie die Behaglichkeit stören, weil die Mahnung, des Kommenden zu gedenken, oft für unsinnig angesehen wird. Das verrät nicht nur Faulheit, sondern auch Undankbarkeit gegen die, so uns den Weg ebneten. Dürfen wir auch nur von wenigen Auserwählten große Leistungen erwarten, so sollte doch jeder, nachdem er seine eigenen Lebensansprüche in schlichter Weise befriedigt, nicht in eitlem Selbstgenuß verharren, sondern sich irgendwie an höheren sozialen Aufgaben beteiligen; ohne Dünkel, in freiwilliger Unterordnung unter die, so begabter und erfahrener sind. Dies fällt gerade den Deutschen sehr schwer. — Mitarbeiten sollen ja alle, aber führen können nur wenige. Jeder Tag bringt uns neue Reformvorschläge, und doch, wie selten ist einer lebensfähig! Es fehlt eben die klare Einsicht dessen, was wirklich not tut; es fehlt der klare tiefe Blick in die Zusammenhänge des Lebens, der eben nur ganz Wenigen gegeben ist. —

Der gewöhnliche Leser will in einem Buche am liebsten seine eigene Gedankenwelt wiederfinden. Dann kann er immer

zustimmen, dann braucht er nicht viel nachzudenken, dann braucht er sich keine Rechenschaft von dem Gelesenen zu geben. Darum besitzt die sogenannte Unterhaltungsliteratur auch keinen Wert für die schöpferische Entwicklung. Die Fabrikanten dieser Literatur überragen eben als Persönlichkeiten in keiner Weise ihre Leser und können ihnen daher auch nicht als besonnene Führer in eine lichtvolle Zukunft dienen. Ich verzichte auch hier darauf, Beispiele aus der flachsten Region des Schrifttums, die etwa bei dem Kolportage-Roman beginnt, anzuführen. Denn einige Bedeutung muß selbst den negativen Beispielen in meinem Buche zukommen.

Recht anziehend klingt der Titel „Wanderbuch eines Schwermütigen“, es läßt sich dabei so viel Tiefes und Schlichtes denken und träumen. Gibt es doch auch eine zukunftsreiche Schwermut, die zum Leben führt und zu allen seinen Herrlichkeiten. Aber **Daniel Lessmanns** Wanderer gelangt nicht dahin; eine Frühlingsstimmung, und wäre es nur die holde Schwermut des Frühlings, kennt dieser junge wandernde Dichter nicht; er bleibt während der Reise immer der stille, mitunter wohl witzige, aber nur selten fesselnde Betrachter, der seine Jugend vergesssen zu haben scheint. Und woher stammt sein Trübsinn? Weil er vergeblich versucht hatte, sein Trauerspiel auf die Bühne zu bringen.

> Dazu kam, fährt Leßmann fort, daß er der Bräutigam eines Mädchens werden mußte, in dessen jüngere Schwester er sich verliebt hatte. Sein Leben nahm allmählich den Charakter seines Gedichtes an und verwandelte sich in ein Trauerspiel.
>
> Eine Zeitlang gab er Lehrstunden in der Heraldik und der Feldmeßkunst. Da er aber bei seinen Schülern im Unterrichtgeben erst Unterricht nehmen mußte, so ging die Sache nicht am besten und wurde ihm bald verleidet. Die Eifersucht seiner Braut benahm sich immer fieberhafter, die Neigung zur verbotenen Schwester immer ungestümer. Ein entscheidender Wortwechsel mit seinem künftigen Schwiegervater befreite ihn wohl von jener, aber nicht von dieser, aber bald hatte er sich über die waltenden Mächte im Himmel noch lebhafter als über die Theaterdirektionen auf der Erde zu beklagen. Er fände an nichts mehr Wohlgefallen, versicherte er, und starrte zuweilen so gefühllos hin, daß er sich Zahnschmerzen wünschte, um doch etwas zu empfinden. — Die Männer kamen ihm weibisch wie die Frauen, die Frauen

herzlos und unzart wie die Männer vor — er kam sich in den ausgesuchtesten Tee-Gesellschaften fast so nüchtern und strohköpfig wie andre anständige Leute vor — seine Träume spannen sich zu gräßlichen Vaudevilles aus — las er ein Buch, so ekelte es ihn an, als hätte er es selbst geschrieben, und schrieb er eins, wars ihm so gleichgiltig, als hätte es ein Anderer verfaßt — das ganze Leben schmeckte ihm so schaal, als hätte er es schon irgendwo einmal gelebt.

Und so beginnt er denn seine Reise. Das Buch ist 1830 entstanden und erscheint mir von Byron mit angeregt. Es wäre müßig, hier etwa einen Vergleich zwischen Byrons Ritter Harold und Leßmanns unglücklichem Dichter anzustellen. Leßmann hatte eben mit Byron nur den Überdruß am Leben gemeinsam, nicht aber die Kraft, die Melancholie dichterisch zu überwinden. Leßmanns junger Wanderer ist eben kein echter Dichter, sondern nur ein mittelmäßiger Feuilletonist, der uns zum Beispiel folgende Naturschilderung bietet:

> Der Morgen machte dem Herbst Ehre. Das Blau des Himmels rang aus den Nebeldünsten sich frei, und Jupiter blitzte im Südosten wie eine kostbare Tuchnadel, welche selbst der Sohn eines reichen Bankiers, und wenn er auch weiter nichts als Geld hätte, an seiner Brust für allzu lärmmachend hielte.

oder geistreiche Redewendungen gebraucht, wie:

> Man hatte aber geraden Sinn genug, um meine Worte nicht schief zu nehmen.

Der Sprache fehlt Farbe und Schmelz. Eine leise unfruchtbare Stimmung durchzieht mit Ausnahme weniger Seiten die ganze Arbeit. Leßmann nahm sich kurze Zeit nach Veröffentlichung dieses Buches das Leben. Obschon er Leidenschaft besaß, war er doch keine heftige Natur. Das Schicksal hatte ihn hart behandelt, und da er sich nicht länger quälen lassen wollte, schied er freiwillig vom Kampfplatz. Leßmanns Geschick erregt gewiß Teilnahme, darf uns aber nicht hindern, sein Wanderbuch als zukunftslos zu bezeichnen. Das Visionäre, das doch jeder schöpferischen Leistung innewohnen muß, fehlt ihm ganz.

Von **Georg Ebers** Schriften gefällt mir am besten die freundliche Geschichte seines Lebens; es ergreift uns innig, wenn wir ihn, den Gelähmten, Hilflosen, Totkranken, von der

Herrlichkeit des „Dankübens“ reden hören, das auch dem Bittersten einen Beigeschmack von Süßigkeit verleihe. Das Buch läßt freilich mehr erwarten, als wir in Ebers Dichtungen finden. „Wahrhaftig sein in Liebe“ schrieb ihm einst sein alter blinder Lehrer Langethal beim Abschied aus Thüringen ins Stammbuch, und wahrhaftig bewährte sich Ebers gewiß auch im Leben. Seinen Romanhelden mangelt jedoch trotz aller gelehrten Zutaten das Tief-Wahrhaftige, sie erinnern in ihrer oft ach! nur allzu edlen Oberflächlichkeit an manche Bilder von Paul Thumann oder Nathanael Sichel; sie tragen heute schon das Gepräge des Veralteten an sich.

Der Roman Serapis zum Beispiel behandelt den schon so häufig dargestellten Kampf des Heidentums mit dem Christentum. Im neunten Kapitel unterhält sich der Neuplatoniker Olympius mit dem Sänger Karnis über ihr gemeinsames Ziel, die griechischen Götter, griechischen Heldenmut, griechische Kunst und Wissenschaft aus dem Staube zu erheben.

> Theodosius zieht uns entgegen, sagt Olympius, aber die Idee, für die wir ins Feld stürmen, fliegt uns voran und pocht an die Herzen der Soldaten und Offiziere, die gern, ach wie gern den erhabenen Olympiern opfern möchten und nur gezwungen die Wunden des gekreuzigten Juden küssen. — Von den Feldzeichen heißt es: Hohe Dämonen hielten sie meinem Schüler Ammonius entgegen, als er in ekstatischer Verzückung sich eins fühlte mit der Gottheit, und nach seiner Angabe ließ ich sie bilden. — Zu Karnis äußert er: Du hast uns ein leuchtendes Beispiel glorreichen Opfermutes gegeben, und ich danke dir dafür im Namen aller Gesinnungsgenossen, ja der Götter selbst, denen ich diene.

Derartige Redereien wirken heute nicht mehr. Ebers Einbildungskraft wurde mit den Jahren nicht tiefer, sondern blieb knabenhaft und konnte es daher zu keiner fruchtbaren Wirkung bringen. Er träumte zu viel in der Vergangenheit. Von allen Gebieten in der Literatur ist das historische wohl am schwersten zu beherrschen; die Lösung der Aufgabe, die hier gefordert wird, nämlich sich lebendig in eine bestimmte Vergangenheit zu versetzen, wird kaum jemals glücken, weil die Nachprüfung durch die lebendige Erfahrung fehlt. Besitzt der Schriftsteller wahrhaft literarische Begabung, wird er das Geschichtliche nur als Mantel betrachten, seine Gestalten werden Menschen der Gegenwart bleiben; im andern Falle werden seine Gebilde kalt lassen. Ebers glaubte dagegen:

— daß die Beweggründe der menschlichen Handlungen und die geistige und gemütliche Eigentümlichkeit der Kulturmenschen zu jeder Zeit und in allen Breiten die nämlichen gewesen seien und immer noch sind.

Bei so groben und so unbefriedigenden psychologischen Umrissen, wie Ebers sie gibt, mag das zutreffen, wir denken heute jedoch darüber anders, da wir feinere und höhere Ansprüche an die psychologische Behandlung stellen.

Jeder, der ein Buch veröffentlicht, muß immer etwas bringen, was nicht nur ihn, sondern auch andre fördert. Zu stark subjektive Bücher widersprechen sich oft selbst und leiden an Überschwänglichkeiten; sie mögen sehr geistreich sein, zukunftsreich können sie nicht werden. Das zeigt uns zum Beispiel **Anton Rubinstein** in seiner Unterredung „Die Musik und ihre Meister“. Es ist kein Buch von schroffer Eigenart; Rubinstein will Niemand bekehren. Es ist auch kein farbloses Buch, es ist eben höchst subjektiv und daher wird der Leser auch keinen großen Gewinn davon haben.

Rubinstein war ein ausgezeichneter Künstler im Klavierspiel und sich seines Könnens wohlbewußt. Obschon schwer zugänglich verdient sein Charakter doch unsre ganze Hochachtung. Er verschmähte es, den Mächtigen zu schmeicheln. Nach seinem ersten Aufenthalt in Amerika wurde er zu einer zweiten Konzertreise eingeladen, wofür er 500000 Mark erhalten sollte. Er wies das Angebot standhaft zurück, weil er bei dieser Art von musikalischer Arbeit sein Bestes verleugnen mußte. — Für die musikalische Erziehung in seinem russischen Vaterlande tat Rubinstein viel. Er war 1862 ein Mitbegründer des Petersburger Konservatoriums und muß als Fachmann daher über viele Dinge anders urteilen als ich. Aber ein Fachmann steht auch immer in Gefahr, über seiner Einzelkunst die andern Lebensrichtungen zu vernachlässigen. Nach meiner Ansicht soll die Musik den Sinn für die Harmonie und für den Rhythmus des Lebens steigern; sie soll den Ausdruck unsres Jubels und unsrer Trauer veredeln helfen; sie soll endlich uns auch an ihren notwendigen Gegensatz, an das Schweigen, erinnern. Eine heilsame Macht kann sie für uns nur werden, wenn wir sie

1. mit angemessenen Unterbrechungen,
2. ohne Eitelkeit,
3. ohne die Mitmenschen zu stören, ausüben. —

Rubinstein gebraucht wiederholt das Wort „incommensurabel“; das gilt auch für sein Buch. Was er will, ist schwer in wenig Worten klar zu legen. Aber ein Satz beherrscht doch das Ganze von Anfang bis zu Ende:

Mir ist die Instrumentalmusik allein maßgebend.

Hierin erblicke ich den Hauptirrtum Rubinsteins. Ich meine, das Lied und der Tanz und die Verbindung beider waren und sind auch noch unsre einfachsten und natürlichsten musikalischen Ausdrucksformen. Und mögen sie heute auch viel mißbraucht werden, Alles Höchste in der Musik — dramatische Musik ist ja nur veredelte Tanzmusik — wird trotzdem nur in ihnen geleistet werden können. Um das zu erkennen, braucht man nicht ein großartiger Tonkünstler zu sein, das lehrt uns eine unbefangene Würdigung der menschlichen Natur. Wie es in der Malerei nichts Größeres gibt, als ein menschliches Antlitz, darinnen sich der Sieg über das Leben kühn, frei und herrlich wiederspiegelt, so wird auch in der Musik das Höchste nur mit Hilfe menschlicher Stimmen und Gebärden geleistet werden können. Vertrauter, inniger als jeder Instrumententon klingt uns doch der menschliche Laut.

Auf der Überschätzung der reinen Instrumentalmusik beruht auch Rubinsteins musikalischer Pessimismus. Chopin und Schumann bedeuten für ihn das Ende der Musik. Alles Große seiner Kunst liegt in der Vergangenheit. Er ist keine Sehernatur, er blickt nicht vorwärts, sondern entsagend zurück.

Von den vielen Widersprüchen Rubinsteins, die er selbst zugibt, erwähne ich nur einen. Der russische Komponist Glinka schrieb hauptsächlich Opern. Trotzdem Rubinstein die Oper nur als eine untergeordnete Gattung seiner Kunst ansieht, weil sie eben der Vokalmusik angehört, zählt er Glinka doch zu seinen fünf Auserkorenen.

Überschwängliches finde ich in dem, was er über Beethovens Scherzos sagt:

> Unglaublich groß ist er in seinen Adagios — von der schönsten Lyrik an bis zum Metaphysischen, ja bis zum Mystischen gelangt er in dieser Äußerung — aber worin er geradezu unbegreiflich ist, das ist in seinen Scherzos! (Einige davon möchte ich mit dem Narren in „König Lear“ vergleichen.) — Lächeln, lachen, sich lustig machen, nicht selten Bitterkeit, Ironie, Aufbrausen, überhaupt eine Welt psychologischen Ausdrucks hört man darin — und zwar, als wie nicht von einem Menschen, sondern als wie von einem unsichtbaren Titanen —

der sich ein Mal über die Menschheit freut, ein anderes Mal ärgert, sich über sie ein Mal lustig macht, ein anderes Mal weint — genug, ganz incommensurabel! —

Auf eine Grundbedingung für zukunftsreiche Bücher möchte ich hier noch hinweisen. Die Verbindung der Gegenwart mit der Zukunft muß in ihnen nämlich stetig gewahrt bleiben. Eine gesunde Entwicklung macht keine Sprünge, sie schafft das Neue unmittelbar aus dem Alten. Fehlt diese Verbindung, so mag der Schriftsteller noch so kühne und große Gedanken hegen, sein Buch wird zukunftslos bleiben, wird leicht ins Phantastische, Utopische geraten. Allerdings werden die meisten bedeutsamen Neuerungen zuerst für unsinnig, für unmöglich erklärt, während sie es in Wahrheit doch nicht sind. Hier gilt es eben scharf zu prüfen, ob sich bei einer Neuordnung irgendwelcher Zustände das, was da kommen soll, aus dem Vorhandenen natürlich entwickeln läßt, oder anders gesprochen, ob sich beim Entwerfen der Reform die Phantasie wirklich schöpferisch erwies oder zur hohlen Phantastik erniedrigte.

Unangenehm berührt es mich namentlich, wenn Zukunftsphantastereien noch mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgeschmückt werden. Diese sollen dann den vorausschweifenden Gedanken Reiz und festen Halt verleihen, obschon der Leser doch weiß, es ist eitel Nebel und Dunst. Mag ein Forscher sich einmal in einsamen Stunden visionären Zukunftsträumen ohne Rücksicht auf die Gegenwart hingeben, so wird er sie doch nicht gründlich ausarbeiten und veröffentlichen, wie das **Kurd Lasswitz** mit seinen Erzählungen „Bis zum Nullpunkt des Seins“ und „Gegen das Weltgesetz“ getan.

Die erste Erzählung spielt im Jahre 2371. Es gibt bereits eine Universalsprache. Es gibt Luftdroschken und Geruchsklaviere. Auch die Dichtung ist durch neue Formen bereichert; eine davon heißt das Grunzulett:

> Das Grunzulett ist nämlich eine neue Dichtungsform, welche die Vorzüge des Sonetts, des Gasels, der alcäischen Strophe und des Familienromans in sich vereinigt, leider aber nur in der modernen Universalsprache zu leisten ist, weil seine Hauptschönheit darin besteht, daß Alliteration und Reim durch eigene Selbstvernichtung sich zu einer neuen Form, der „in sich zurückkehrenden unendlichen Lautquetsche“ verbinden.

Die Liebe freilich starb noch nicht aus. Der Dichter Magnet tröstet seine Freundin Aromasia, die ihrem Bräutigam zürnt, mit folgenden Worten:

> Weinen Sie nicht, Aromasia! Er (Oxygen) ist der Absonderung Ihrer Tränendrüsen nicht wert, welche die Capillaranziehung Ihrer Augenwimpern nur mühsam gegenüber der Schwerkraft der Erde zurückhält. Weinen Sie nicht — setzen Sie sich ans Ododion (das Geruchsklavier), hier, spielen Sie!

Die zweite Erzählung schildert ähnliche Vorgänge, nur liegen sie 1500 Jahre später. Die massenhafte Erzeugung des Eiweißes, ohne tierischer und pflanzlicher Stoffe zu bedürfen, und — die Erfindung des Nürnberger Trichters ist bereits gelungen:

> Mit einem Schlage war das Gespenst der Nahrungssorgen von der Erde verschwunden. Denn unmittelbar aus den Elementen, welche Wasser, Luft und Fels zur Genüge boten, machte man nicht nur künstliches Brod, sondern auch künstliches Fleisch, das heißt eiweißhaltige Substanzen, welche kräftige und wohlschmeckende Nahrung gewährten, und das mit einer Billigkeit, welche die Schrecken des Hungers für immer vertrieb. Die Theorie der Gehirnfunktionen aber ermöglichte jene direkte Einwirkung auf das Gehirn der Menschen, welche für die ideale Gestaltung des Lebens von unberechenbarem Einfluß wurde.

Das Geruchsklavier hat der Gehirnorgel weichen müssen:

> Der Psychokinet oder die Gehirnorgel war nun ein Instrument, welches gestattete, unmittelbar, ohne Vermittelung der Sinne, auf das Bewußtsein durch direkte Reizung der betreffenden Gehirnpartieen zu wirken. Man machte sich auf diese Weise unabhängig von den spezifischen Sinnesenergieen, vermöge deren der Mensch eben nur fühlen, sehen, schmecken, riechen oder hören konnte. Man vermochte gesetzmäßig geordnete Reihen von Gedanken oder Empfindungen unmittelbar im Zentrnm des Bewußtseins hervorzurufen.

Die Liebe ergreift auch hier die Menschenherzen:

> Auch heute saß er bei der Arbeit im „Rubinzimmer“, bei einer Arbeit, die ihn Tag und Nacht beschäftigte und seinen ruhelosen Geist zu immer neuen Anstrengungen trieb. Aber es war auch eine Riesenarbeit; es galt nicht, die Erde zu durchbohren oder Vulkane auszulöschen, es galt nicht,

das Meer zu verdampfen oder den Mond gegen die Erde zu sprengen — Atom wäre davor nicht zurückgescheut; es galt etwas Schwereres — es galt den Willen eines Weibes zu bezwingen. Und Atom war entschlossen, die Aufgabe zu lösen.

Während aber in der ersten Erzählung der Tod die Liebenden scheidet, wird der Bund hier glücklich geschlossen.

Eine rege Phantasie besitzt ja Laßwitz, auch Humor und Sinn fürs Ideale. Das kann uns indessen nicht über die luftige Grundlage seiner Darstellungen hinwegbringen. Zu feineren, psychologischen Verwicklungen kommt es überhaupt nicht. Das wahrhaft Menschliche verschwindet hinter den vielen technischen Problemen fast völlig. Überdies ist das Buch keine leichte Lektüre, da es manche Kenntnisse aus der Philosophie und Naturwissenschaft voraussetzt. Laßwitz sucht zwar immer in seinen Utopieen eine Brücke nach unsrer Gegenwart hin zu schlagen, er sucht uns immer die Vorgänge der Zukunft zu erklären, indessen bleiben diese Erklärungen doch nur Redensarten. Das fortwährende Spielen mit technischen Aufgaben, die wir eben noch nicht zu lösen vermögen, wirkt ermüdend und schließlich lachhaft. Diese „Bilder aus der Zukunft“ sind eben zukunftslos, weil schon die Wahl des Stoffes ganz verfehlt ist.

Das Unfruchtbare im engeren Sinne und das Utopische bilden also die beiden Hauptgruppen des Zukunftslosen. Unfruchtbar im weiteren Sinne ist auch das Utopische. Während jedoch das Unfruchtbare im besonderen Sinne einen Mangel an Zukunftsstreben zeigt, schweift das Utopische zu weit hinaus, verliert den festen Halt in der Gegenwart und damit auch die schöpferische Befähigung, die Fruchtbarkeit.

Wie beim Kraftvollen vereinige ich auch hier die positiven Beispiele in einer einzigen Gruppe. Auch hier bemerke ich, was zugleich alle andern positiven Eigenschaften auszeichnet, das Zukunftsreiche bedeutet nicht eine zwischen den verneinenden Gruppen, zwischen dem Unfruchtbaren und dem Utopischen, liegende Tätigkeit, sondern eine ganz andere Richtung geistigen Wirkens.

Es war ein Mann in Niederland, der hatte eine kühne Lust, das Ungerechte anzugreifen und für das Schwache einzutreten. Und er fuhr nach dem fernen Insulinde, „das sich da

schlingt um den Äquator wie ein Gürtel von Smaragd", und ward dort Verwalter in Niederlands Namen. Als er nun sah, wie das Volk von den Gewalthabern unterdrückt und ausgebeutet wurde, und wie alles, was er tat, die Schäden aufzudecken, heuchlerisch verschleiert wurde, kehrte er wieder nach Niederland zurück, um dort die Regierenden über das Unrecht aufzuklären. Aber auch in seiner Heimat fand er kein Gehör. Und so schrieb er entrüstet und getrieben von Liebe sein erstes Buch. Er wandte sich darin an sein Volk:

> Ja ich, **Multatuli**, der ich viel getragen habe, ich nehme die Feder auf, ...
>
> um zu protestieren gegen die endlosen Expeditionen und Heldentaten gegen arme elende Geschöpfe, die man vorher durch Mißhandlung zum Aufstande zwang.
>
> — um zu protestieren gegen die schändliche Niedertracht, indem man durch Zirkulare, die die Ehre der Nation beschmutzen, die öffentliche Mildtätigkeit für die Schlachtopfer chronischen Seeraubes anruft.

Und wenn auch das nichts hülfe:

> dann will ich mein Buch übersetzen in die wenigen Sprachen, die ich kenne, und in die vielen Sprachen, die ich lernen kann, um von Europa zu fordern, was ich fruchtlos in Niederland gesucht.
>
> Und in allen Hauptstädten wird das Volk Lieder singen mit dem Refrain:
>
> Es liegt ein Raubstaat an der See,
> zwischen Ostfriesland und der Schelde!

Der Mann hieß Eduard Douwes Dekker und sein Buch „Max Havelaar" erschien 1860. Dekker legte sich den Scheinnamen Multatuli bei, „der ich viel getragen habe". Er gehörte nicht zu den Nur-Schriftstellern. Von einer Kritik, die seine literarische Begabung rühmte, sagte er:

> Es ärgert mich, denn ich behaupte, Anderes und Besseres getan zu haben als schreiben. Ich habe gearbeitet, gehandelt, gedacht und gelitten. Die Schriftstellerei ist Nebensache, nicht wahr?

Und an einer andern Stelle:

> Es ist kein Mensch, dessen Gemütsgeschichte nicht belangreicher wäre als der längste, schönst „concipierte" Roman.

Multatuli war ein tatkräftiger Mann. Er hat sich oft selbst das Leben schwer gemacht, um es Andern zu erleichtern. Er hat seinen Landsleuten glühende, zukunftsreiche Worte zugerufen und ward doch meistens mißverstanden. Das fühlte er mit der Zeit immer deutlicher, er gehörte einer andern Generation, einer bessern Zukunft an:

> Es wird gestritten werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde. O ich weiß es, es ist Tod nötig, um Leben zu erwecken, und kein Weg leitet gen Himmel denn über Golgatha.

Multatulis Bahn bewegte sich in starken Gegensätzen, bald arm, bald reich, bald elend, bald glücklich, bald erfüllt von Sarkasmus und Bitterkeit, bald von jauchzender Lebensfreude. Er konnte sich schwer unterordnen und mußte doch fast alle seine Jahre im Dienste Anderer um Geldes willen hinbringen. Von diesen Gegensätzen zeugen auch seine Bücher; ich vermisse das Ausgeglichene, Ebenmäßige an ihnen. Die zahlreichen Parabeln darin sind nicht nach meinem Geschmack. Aber die Bücher enthalten doch viele verheißungsvolle Lebenssprüche, scharfe, niederschmetternde Schwerteswerte darunter, aber auch tröstende, aufrichtende Heilandsworte. Wie er selbst ein freier, aufrichtiger Mann war, so kämpfte er auch mit Inbrunst für die Freiheit der Persönlichkeit, und besonders für die der Frauen; sie waren ihm daher auch dankbarer als die Männer:

> Wo ich Anhänglichkeit fand, war es meistens bei Frauen. Ganz natürlich. Sie sind die Samariter dieses Judäas! Die Parias dieser Gesellschaft. Sie dürfen nicht dies, sie dürfen nicht das . . . . Sie sind prädestiniert, jeder frohen Erlösungsbotschaft ihr Ohr zu neigen. Und ich mit meiner „unsinnigen Begier“, die Schmerzen der Welt zu tragen, ich war dazu berufen, zu leiden unter ihrer Entbehrung der Freiheit.

Multatuli kann darin als ein Vorgänger von **Edward Carpenter** gelten. Was jener blitzartig beleuchtet, hat dieser in seinem Buche „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“ ausführlicher behandelt. Ich glaube zwar, im Ganzen unterschätzt Carpenter die Macht der Frau, die sie von jeher besessen. —

Er weist zuerst nach, welche Verlogenheit und Heuchelei gerade auf geschlechtlichem Gebiete herrschen:

Das Geschlechtsleben unserer Tage ist unrein bis ins Innerste, soweit das Gebiet der zivilisierten Völker reicht. Überall und überall ist es vom Gedanken der Lust, des Vergnügens befleckt und zugedeckt wie von einer Schlammschicht. Nicht aus hoher Freude, nicht aus Wonne und Übermaß der Lebenslust, nicht als stolzes Verlangen nach der Zeugung herrlicher Kinder, nicht als Symbol und Ausdruck der tiefsten Seelenverbindung tritt es auf — sondern zur Befriedigung eines Bedürfnisses! Darum verleugnen wir es in unsern Gedanken und decken es zu mit falscher Scham und cynischem Unglauben.

Auch zu einem edlen Geschlechtsleben muß der Mensch erzogen werden, es darf nicht alles dabei, wie jetzt, dem Zufall überlassen bleiben:

> Liebe ist zweifellos der letzte und schwierigste Gegenstand, den die Menschheit zu lernen hat; sie ist in gewissem Sinne das Fundament aller anderen. Vielleicht ist für die modernen Nationen die Zeit gekommen, wo sie aufhören, Kinder zu sein und einen Versuch machen, sie zu erlernen.

Die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern bedürfen einer viel freieren und gerade deshalb viel feineren, viel rücksichtsvolleren und viel innigeren Entfaltung als bisher. Die Stellung der Frauen soll würdiger, selbständiger werden. Carpenter sieht heute bereits eine bessere Zukunft nahen:

> Aus weiten Zeitfernen hinter uns, von den Stirnen griechischer Göttinnen und Sibyllen, nordischer und germanischer Seherinnen und Prophetinnen schauen über alle diese armselige Zivilisation hinweg die großen ungebändigten Augen eines Weibes, wie es einst war, die gleichberechtigte, stolze Gefährtin des Mannes; und wir müßten in der traurigsten Hoffnungslosigkeit leben, sähen wir nicht bereits von Ost und West und Süd und Nord am Horizont aufleuchtend die antwortenden Mienen neukommender, werdender Frauen, die heute, da die Zeit der Sklaverei des Weibes zu schwinden beginnt, grüßende und erkennende Blicke nach ihren älteren Schwestern durch die Zeitalter, die sie trennen, senden.

Dann wird auch die Gesellschaft, deren Charakter heute noch fast allein der Mann bestimmt, anders, minder einseitig werden. Nur eine neue, reife Gesellschaftsordnung kann auch der Ehe neue Kräfte der Gesittung, der Veredelung verleihen.

Die geschlechtliche Gemeinschaft richtet sich nach der ökonomischen Gemeinschaft:

> Zum Schlusse muß es jedem einleuchten, daß sehr große Veränderungen zum Besseren auf dem Gebiete der Ehe nur als Begleiterscheinungen tiefgreifender Veränderungen des ganzen Gesellschaftszustandes eintreten können; und daß legislative Abänderungen allein nur einen sehr beschränkten Fortschritt herbeiführen können. Es ist überhaupt nicht sehr wahrscheinlich, daß, solange die gegenwärtige, auf dem Handel beruhende Gesellschaftsordnung fortdauert, die bestehenden Ehegesetze — die eben auf der Idee des Privateigentumes begründet sind — irgend eine sehr radikale Änderung erfahren werden, obgleich sie immerhin bis zu einem gewissen Grad modifiziert werden mögen. —
>
> Wenn die Menschheit das industrielle Problem so weit gelöst haben wird, daß die Produkte unserer ungeheuren mechanischen Kräfte auch das gemeinsame Erbteil Aller geworden und kein Mann oder kein Weib mehr der Eigentumssklave eines andern sein wird, dann werden einige der Gründe, die heute die Prostitution und die Eigentumsehe und andre Verderbniserscheinungen unserer Neigung im Gefolge haben, verschwunden sein; und in solch einer ökonomisch-freien Gesellschaftsordnung werden die menschlichen Verbindungen endlich nach ihren wahren inneren Gesetzen geschlossen werden.

So kann vieles von dem, was Carpenter sagt, erst in einer kommenden Zeit seine Erfüllung finden. Mit manchem können wir aber jetzt schon beginnen. Carpenter versteht es, den rechten Ton für sein schwieriges Thema zu finden; frei und offen zu reden, doch ohne Cynismus, die Gegenwart zu geißeln und doch nicht an ihr zu verzweifeln, visionäre Blicke in die Zukunft zu tun und sich dabei doch an die Wirklichkeit zu halten.

Wichtiger vielleicht noch als das, was uns Männer über die neue Frauenart sagen können, ist der Frau eigne Stimme darüber. Unmittelbar freilich ist der erste Antrieb für die Befreiung der Frau wohl vom Manne ausgegangen, aber mittelbar hat auch die Frau dazu beigetragen, indem sie bewußt oder unbewußt den Mann beeinflußte. Als sie dann ihre Sache mit eignen Kräften zu führen begann, kam dabei manch Unerfreuliches, Spottreizendes zu Tage. Das lag jedoch nicht an der Sache, sondern daran, wie sie vertreten wurde. Nur eine Frau,

die bei aller Selbständigkeit sich auch das Hingebende, bei aller Klarheit das Seelenvolle, das Ahnungsreiche bewahrte, wird befähigt sein, für ihre Schwestern befreiend zu wirken. Wenn eine Frau für ihre Sache spricht, muß sie immer zugleich auch für die Männer mitsprechen, sonst gibt sie das Beste an ihrer Art preis. Es muß etwas Lockendes, Trauliches in ihren Worten wohnen wie im Herdfeuer. Die Schwedin **Ellen Key** zum Beispiel besitzt diese Gabe, zu führen, sorgsam und froh, ohne Dünkel und ohne Pedanterie. Sie spricht in ihren Essays nicht vom Studium, vom Wahlrecht der Frauen, sondern sogleich vom Wichtigsten, das für alle Menschen gilt, vom Wachstum der Seele:

> Die Seele, die im Schweigen den Mut hatte, in sich selbst zu blicken und da ihr eigenes Maß zu nehmen, weiß, daß nur Eines groß und wesentlich ist: zu wachsen. Und wachsen können wir durch unsre Sorgen wie durch unsre Freuden, durch unsre Torheit wie durch unsre Weisheit, durch unsre Niederlagen wie durch unsre Siege, durch unsre Ruhe wie durch unser Werk.

Sie erwartet von der Selbstkultur das Beste. Sie weiß, im modernen Menschen lebt ein starkes Sehnen nach Veredelung der Arbeit und des Genusses, nach Verfeinerung des Verkehrs, nach Befreiung der Persönlichkeit von allem, was sie nicht zu sich selbst kommen läßt. Ellen Key vertritt jenen vornehmen Individualismus, dessen einzige Aufgabe ist, das Herrlichste in uns von seiner Gebundenheit zu erlösen:

> Seine Persönlichkeit freizumachen — das verlangt unter anderm, angespannt den Tönen in unserm eignen Innern zu lauschen, um den Grundton selbst zu entdecken. Und hat man diesen gefunden, dann ist die nächste Bedingung für die Freiheit der Persönlichkeit, daß man mit offnen Augen das sucht, was man braucht und es nimmt; daß man sich in der rechten Weise für seine eigene Ausbildung nährt, daß man seinen eigenen Erlebnissen entgegengeht, sich seine eigenen, bedeutungsvollen Gewohnheiten schafft und so seine Eigenart stärkt. Und andererseits, daß man jenen Erlebnissen, Studien und Gewohnheiten aus dem Wege geht, die den eigenen Stil stören oder demselben entgegenwirken würden.

Dieser Individualismus wird oft angefeindet, weil er mit Selbstsucht und Zügellosigkeit verwechselt wird:

> Die Mehrzahl hat noch so wenig über den Individualismus nachgedacht, daß der Ausdruck „die Freiheit der Persönlich-

keit" in ihrer Phantasie sofort das Bild, zum Beispiel eines Herrn hervorruft, der den Tag damit anfängt, die Füße auf den Frühstückstisch zu legen, und ihn damit beschließt, die Frau eines Freundes zu verführen, während es ihm in der Zwischenzeit womöglich gelungen ist, einen Meineid, eine Wechselfälschung und einen Meuchelmord zu begehen! Auch die, deren Phantasie einen zahmeren Flug hat, hegen doch die Vorstellung, daß die Befreiung der Persönlichkeit in sich schließt, daß ein Jeder frei seinen Trieben und Leidenschaften folge.

Der hingegen, welcher über den Gegenstand nachgedacht, sieht ein, daß die Triebe gerade das Nicht-Individuelle, das Allgemeinmenschliche sind, und daß man, solange man von seinen Trieben beherrscht wird, keine Persönlichkeit ist.

Individualist sein und stärker werden, wachsen im Geist und in der Wahrheit bedeutet so das Gleiche. Wachsen aber kann unsre Seele nur, indem wir von Zeit zu Zeit einsam werden. Nur in der Einsamkeit und in der Stille lauschen wir aufmerksam unsrer eignen Stimme, mag sie nun jubeln oder klagen, uns bestärken oder abraten. Allein sein können wir auch mitten im Getriebe der Stadt, indessen bietet die freie Natur doch den besten Hintergrund dafür:

Die am leichtesten zugängliche Stille ist doch die der freien Natur. Aber die Meisten wandern gar nicht hinaus, um dort allein oder zusammen mit einem Freunde zu schweigen — diese feinste Probe der Freundschaft. Sie suchen im Gegenteil eine Gesellschaft, mit der sie die Fragen des Tages abhandeln können und kommen so nicht von einer Stille, sondern von einem Lärm zurück. Sie haben ihre Seele nicht zu einem Spiegel für die Eindrücke der Natur geglättet; sie ist in jener Wellenbewegung verblieben, die keine gesammelten oder klaren Bilder aufnimmt. Aber wer wirklich in der Natur Einsamkeit sucht, muß sich dazu erziehen, in ihr ganz gegenwärtig zu sein; all die unwesentlichen Eindrücke von der Seele fortzuzwingen, die die wesentlichen stören. —

Von welcher Art auch das frühe und tiefe Sichversenken in die Natur sein mag, so schafft es in jedem Falle ein großes Lebensverhältnis zu ihr, eine innige Hingebung, so wie sie nie zwischen der Natur und einem nur flüchtig an ihr vorbeieilenden Sportsmenschen entstehen kann.

Wer sich selbst besser versteht, wird auch die andern besser verstehen. Was uns Ellen Key von Almquist, Vauvenargues, Amiel, Jefferies und den beiden Brownings erzählt, deutet auf ein feines psychologisches Empfinden hin. Mit Maeterlinck hofft sie, der Verkehr der Seelen werde sich immer feiner, wirkungsvoller entwickeln und auch das Klima, die Umgebung der Seelen immer mehr gewürdigt werden. Ihre Ausführungen über eine zukünftige Kritik kann ich freilich nur teilweise billigen. Die Kritik muß sich nach meinem Urteil besonders vor Verschwommenheit hüten. Ein Kritiker muß fähig sein, sich in die Gedankenwelt eines Andern zu versenken, dabei aber dem Schaffenden gegenüber stets seine Eigenart wahren; dem Genießenden gegenüber darf er nie dogmatisch werden, indessen doch die feste Überzeugung hegen, was er sage, habe mehr als rein persönlichen Wert.

Ellen Key ist eine Jüngerin Friedrich Nietzsches. Sie gehört zu denen, die amor fati, Liebe zu ihrem Schicksal besitzen; die das Dasein bejahen, auch wenn sie leiden müssen; die das Leiden gern auf sich nehmen, nicht asketisch, sondern um der schöpferischen Wirkung willen, die es in sich schließt. Ein Zug nach großen, wagemutigen Erlebnissen und Entdeckungen ist solcher Anschauung eigen, jener Zauber des Unerhörten, der sie für unreife Menschen so gefährlich macht, — mißbrauchen läßt sich ja alles — der aber allen, die ihr Sein wirklich steigern wollen, neue Anregung spendet.

Wir wissen, das Schöpferische ist eine lebensvolle Einheit. Einfach und tief muß daher Alles sein, was neues Leben erwecken, was zukunftsreich sein soll. Ein einfacher, großer, fruchtbarer Hauptgedanke zieht sich durch das Leben fast jedes bedeutenden Menschen hin. Sobald er dessen inne geworden, wird sein Weg klar und bestimmt, kennt er nur noch eine Aufgabe, nämlich die Tragweite seines Gedankens zu entwickeln. Eine einzige Entdeckung war es auch, die **Robert Julius Mayer** zum Mitbegründer der neueren Naturforschung machte, und deren Ausdeutung alle seine Schriften gewidmet sind: Die Entdeckung von der Erhaltung der Energie. Mayer war von Beruf Arzt und unternahm, bevor er sich in seiner Vaterstadt Heilbronn niederließ, eine Reise nach der Insel Java. Es ist interessant, wie er dort zu seiner Entdeckung kam. Er schreibt darüber:

Es ist kaum nötig zu bemerken, welchen Eindruck es auf unsern jungen Arzt machte, als er hier reichliche Gelegen-

heit fand, den kolossalen Einfluß kennen zu lernen, welchen das dortige Klima auf den Organismus der Europäer ausübt. Dies näher zu erörtern ist hier nicht der Ort. Nur das Eine muß erwähnt werden, daß Mayer sah, wie bei Aderlässen das Venenblut eine dem arteriellen Blute ähnliche rote Färbung hatte. Woher sollte dieses rühren? Woher anders, als daß bei dem sehr verminderten Bedürfnisse der organischen Wärmeerzeugung sich das arterielle Blut wesentlich weniger desoxydiert als in kälterer Umgebung. Die physiologische Lehre, daß die tierische Wärme lediglich aus einem Verbrennungsprozeß resultiert, erhält also durch die angegebenen Erscheinungen eine augenfällige Bestätigung.

Es knüpft sich hieran aber ganz einfach und notwendig wieder eine andere Frage von großer prinzipieller Wichtigkeit. Der konstant höher als seine Umgebung temperierte Organismus erzeugt nämlich überhaupt nicht nur fortwährend eine bestimmte Menge direkt wahrnehmbarer Wärme, er bringt auch mechanische Leistungen hervor und diese letzteren erzeugen, wie Jedermann weiß, auch wieder Wärme. Ist diese mittelbar produzierte Wärme nun auch ein Produkt eines organischen Verbrennungsprozesses oder stammt dieselbe aus einer anderen Quelle? Schon als Kind war Mayer durch einen mißlungenen Versuch, ein Perpetuum mobile zu konstruieren, zu der Einsicht gelangt, daß sich mechanische Arbeit nicht aus Nichts erzeugen lasse. Nimmt man dies aber einmal als eine Grundwahrheit an, so folgt notwendig, daß auch die vom Organismus mittelbar durch Reibung erzeugte Wärme auf Rechnung der vitalen Verbrennung zu setzen ist. Dabei kann man aber nicht stehen bleiben, denn man erhält hierdurch zugleich die Einsicht, daß überhaupt zwischen Arbeitsverbrauch und Wärmeerzeugung ein unveränderliches Größenverhältnis bestehen muß, welches numerisch zu bestimmen eine physikalische Aufgabe von prinzipieller Bedeutung ist. Da diese Aufgabe damals, im Jahre 1840, noch nicht einmal aufgestellt, viel weniger gelöst war, so kam der junge Mayer, von der Wichtigkeit dieses Gegenstandes erfüllt, und mit dem Wunsche, die Wissenschaft zu bereichern, beseelt, im ersten Frühjahr 1841 von seiner Seereise in sein Vaterland zurück und verlor dieselbe bei all seiner Vorliebe für seinen ärztlichen Beruf und bei dem diesem Fache gewidmeten Eifer nicht aus den Augen.

Mayer wollte die Kraft, oder wie wir es jetzt nennen, die Energie, womit sich bis zu seiner Zeit der Begriff des Unbe-

kannten, Unerforschlichen, Fragwürdigen verband, in gleicher Weise wie den Stoff der Naturwissenschaft zugänglich machen. Mit großer Klarheit entwickelte er 1842 in einem kurzen Aufsatze, was die Kräfte in der unbelebten Natur für die Forschung bedeuten. „Kräfte sind unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objekte“. Die Giltigkeit und den Wert dieser Bestimmung wies er dann an den gesetzmäßigen Beziehungen, die zwischen Fallkraft, Bewegung, Wärme, Elektrizität und chemischer Differenz der Materie herrschen, nach. Sie alle sind nur verschiedene Erscheinungsformen der einen Energie:

> Was die Chemie in Beziehung auf Materie, das hat die Physik in Beziehung auf Kraft zu leisten. Die Kraft in ihren verschiedenen Formen kennen zu lernen, die Bedingungen ihrer Metamorphosen zu erforschen, dies ist die einzige Aufgabe der Physik, denn die Erschaffung oder die Vernichtung einer Kraft liegt außer dem Bereiche menschlichen Denkens und Wirkens. — Es gibt in Wahrheit nur eine einzige Kraft.

Seinen zahlenmäßigen Ausdruck findet dieses Prinzip im mechanischen Wärmeäquivalent:

> Zur Auflösung der zwischen Fallkraft und Bewegung statthabenden Gleichungen mußte der Fallraum für eine bestimmte Zeit, zum Beispiel für die erste Sekunde, durch das Experiment bestimmt werden; gleichermaßen ist zur Auflösung der zwischen Fallkraft und Bewegung einer- und der Wärme andrerseits bestehenden Gleichungen die Frage zu beantworten, wie groß das einer bestimmten Menge von Fallkraft oder Bewegung entsprechende Wärmequantum sei.

Mayer hat auch so gut, wie es zu seiner Zeit möglich war, den mechanischen Arbeitswert der Wärme berechnet. Nach den neueren Untersuchungen beträgt er 424 Kilogramm-Meter. Das bedeutet, die Wärmemenge, welche ein Kilogramm Wasser von 0° Celsius auf 1° Celsius zu erwärmen vermag, vermag auch 424 Kilogramme einen Meter hoch zu heben. Wir können das so ausdrücken: 1 Wärmeeinheit, Kalorie genannt, = 424 kgm. Diese Gleichung ist nicht nur für die physikalische Forschung grundlegend, sondern auch für praktische Zwecke sehr wertvoll. Sie ermöglicht es, die Leistungsfähigkeit irgend eines arbeiterzeugenden Systems im Voraus zu ermitteln.

Auf die Physiologie angewandt lehrt nach Mayer das mechanische Wärmeäquivalent:

> — daß der Oxydationsprozeß die physikalische Bedingung der mechanischen Arbeitsfähigkeit des Organismus ist, und es

gibt dasselbe zugleich die numerischen Beziehungen zwischen Verbrauch und Leistung an.

Mayer war auch der Erste, der sein Prinzip für die Astronomie fruchtbar machte. Er beantwortete in einfacher und einleuchtender Weise die wichtige Frage: Wie wird die fortwährend in den Weltenraum ausgestrahlte Sonnenwärme ersetzt? Antwort: Durch die von Meteoren erzeugte Wärme, wenn sie in das Anziehungsbereich der Sonne gelangen und in sie hineinstürzen. Die so entstehende Wärme ist nämlich bei der großen Anziehungsgewalt der Sonne viel größer, als irgend ein anderer uns bekannter Vorgang sie liefern könnte:

> An die Vorstellung von einer den weiten Himmelsraum durch Anziehung beherrschenden Sonne, von allenthalben im Universum verbreiteten, wägbaren Materien und von einer die Welt erfüllenden, widerstandleistenden ätherischen Substanz, an diese Vorstellungen knüpft sich mit innerer Notwendigkeit eine andere, nämlich die von einer fortlaufenden, unerschöpflichen Erzeugung von Wärme auf dem Zentralkörper dieses kosmischen Systems.

Trotz seiner außerordentlichen Leistungen hielt sich Mayer doch von Überschätzungen der menschlichen Fähigkeiten frei. Er gab willig zu, vom Wesen der Kraft wissen wir nichts, wir kennen nur ihre Erscheinungsformen. Mit Darwins Lehre konnte er sich nicht befreunden, sie entsprach zu wenig den Bedürfnissen seines Gemüts:

> Ein solcher „Kampf ums Dasein" findet allerdings statt. Aber nicht der Hunger ist es, es ist nicht der Krieg, nicht der Haß ist es, was die Welt erhält, — es ist die Liebe.

An diesem Bekenntnisse hielt er fest trotz aller Bitternisse, die das Leben ihm brachte. Mayer ist von Eugen Dühring ganz richtig mit Galilei verglichen worden. Nicht nur seine bahnbrechenden Forschungen machen Mayer dessen würdig, sondern auch seine Schicksale. Die Ergebnisse des praktischen Arztes wurden zuerst garnicht beachtet, dann durch konfuse Dilettanten, wie Otto Seyffer, angegriffen. Als Mayers Ansichten sich dann durchrangen, wurde noch versucht, ihm das Erstlingsrecht abzustreiten. Solche Widerwärtigkeiten mußten ihn nervös und aufgeregt machen. Er wurde schließlich wegen Größenwahns in eine Irrenanstalt geleitet und dort fast zu Tode gequält. Der Chefarzt und Hofrat Dr. Zeller rief dem im Zwangs-

stuhl Gefesselten die denkwürdigen Worte zu: „Sie haben die Quadratur des Zirkels gesucht!" Nur Mayers eiserner Ausdauer gelang es, seine Befreiung zu erzwingen. Alle die wohlfeilen Ehrungen, die ihm später zu Teil wurden, konnten solche Martern nicht wieder gut machen.

Wir fassen unsere Ergebnisse in drei Sätze zusammen:

1. Das Wesen des Meisterbuches ist das Geistig-Schöpferische.
2. Das Geistig-Schöpferische ist ein geistiges Lebendigsein in gesteigerter, veredelter Entfaltung.
3. Im Geistig-Schöpferischen als einer Art des Lebendigseins finden wir die Grundeigenschaften des Lebens wieder, die Einzigartigkeit, die Notwendigkeit, die Kraftfülle und den Zukunftsreichtum.

Wir erhielten bisher je zwei Haupteigenschaften, die zusammengehören. Eine organische Verbindung indessen zwischen dem Einzigartigen und Notwendigen, zwischen dem Einzigartigen und Zukunftsreichen fehlt uns noch. Ist das Schöpferische eine lebensvolle Einheit, so muß es noch eine auszeichnende Haupteigenschaft besitzen, mit der alle andern innig zusammenhängen. In der Tat habe ich, als ich die vier ersten Haupteigenschaften erklärte, die fünfte und letzte, obschon leise, um nicht vorzugreifen, immer mit angedeutet; andeuten mußte ich sie, weil eben alle fünf eine fest zusammenhängende Einheit bilden und von einander nicht völlig zu trennen sind, ohne ihre Bedeutung zu verlieren. —

Wenn wir uns fragen, welcher Trieb sich wohl hinter allem menschlichen Tun regt, so meine ich, gibt es nur eine Antwort: Der Lusttrieb. Mag er sich roh oder vornehm befriedigen, mag er sich frei äußern oder hinter Schmerzen verbergen, alles Menschenleben will Lust. Selbst wer Opfermut besitzt, wer nicht das Seine sucht, wer sich selbst für Andre hingibt, empfindet eben in dieser Hingabe Lust und dem, der da tief trauert, ist die Traurigkeit eben seine Lust, das Einzige, womit sich sein Gemüt noch gern beschäftigt. Dieser Trieb nach Lust zeugt nicht etwa von niedriger Gesinnung, wie die Stoiker meinen und Kant will; er ist durchaus berechtigt, auch bedeutende bahnbrechende Geister sahen in der Lust das Ziel ihres Lebens. Darin stimmen sogar Christ und Antichrist über-

8*

ein. Der Paulinischen Mahnung: Freuet euch in dem Herrn allewege, steht das Wort Friedrich Nietzsches gegenüber:

Doch alle Lust will Ewigkeit,
will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Wir versuchen nun diesen Lusttrieb näher zu bestimmen. Wie sich hinter jedem Schmerz ein Streben nach Befreiung, nach Lust verbirgt, so ist jede irdische Lust von Schmerz begleitet, denn was ihr voraufgeht, der Zustand, woraus sie entspringt, kann niemals schmerzfrei sein. Unser erstes Weinen klingt durchs ganze Leben. Auch das Schöpferische wird von diesem allgemeinen menschlichen Lusttriebe erfüllt sein. In jeder der vier betrachteten Grundeigenschaften wird sich ein Lust- und ein Schmerz-Element finden. Einzigartig werden — das kann einer nur unter schmerzlichem Kampf und Verzicht. Und weiter, ohne tiefe Not empfunden zu haben, gibt es auch keinen Blick für die schöpferische Notwendigkeit. Wer kraftvoll werden will, muß sich erst seiner Schwäche bewußt sein, und wer eine reichere Zukunft verkündigen und vorbereiten will, muß an dem Gegenwärtigen gelitten haben.

Auch das Lustelement wird im Schöpferischen stark vertreten sein. Gibt es überhaupt eine Lust, die uns das Menschenleben bejahenswert macht, so wird sie auch unser bestes Vermögen durchdringen. Der Menschheit winkt schließlich nur eine Aufgabe, die Überwindung, die Veredelung des Leides. Im Geistig-Schöpferischen erblicke ich die stärkste Gegenmacht gegen das Leid. Es wäre hier zu weitläufig, das Lustelement des Schöpferischen in seinen sämtlichen Beziehungen zu verfolgen, es genügt, die wichtigste herauszugreifen. Die Lust im Schöpferischen wird den Schmerz nicht aufheben, aber sie wird ihn überwiegen, sie wird ihm das Herbe, das Lebenzerstörende nehmen. Die Erfahrung lehrt, wo ein Schmerz noch übermächtig herrscht, da verkümmert das Schöpferische, da kann es nicht gedeihen; es gedeiht nur, wo die Lust den Schmerz überwunden. Die Haupteigenschaft des Meisterbuches, in der diese Mischung von Schmerz und Lust am klarsten zum Ausdruck gelangt, nenne ich

5. Das Geistig-Schöpferische als das Verklärende.

Im Verklärenden wohnt der Schmerz, nicht der wilde, ungestüme, der an den Fesseln des Daseins rüttelt und sich selbst und andre peinigt, auch nicht der schmachtende, sentimentale, dem jede schöpferische Regung fehlt, sondern jener verhaltene

Schmerz, der weiß, alles Irdische ist Stückwerk, der die Schranken zwischen Wollen und Vollbringen kennt, der uns lehrt, die Dinge nach ihrem richtigen Gewichte zu nehmen.

Im Verklärenden wohnt auch die Lust, stärker als der Schmerz, die Lust des Schöpferischen, etwas Verschwenderisches, das mehr schenkt als wir erwarten, das selbst geringen Dingen Lebensherrlichkeit verleiht. Aus dem Verklärenden leuchtet ein heller, freundlicher Blick für Alles, was dies Leben bejaht; aus dem Verklärenden grüßt die zuversichtliche Verheißung: Was ihr reines Herzens tut, ist nicht vergeblich getan, es wird gute Frucht bringen zu seiner Zeit; aus dem Verklärenden lockt endlich etwas Heimatliches, ein linder Abendfriede nach vollbrachtem Werk, ein letztes läuterndes Schweigen vor Glück.

Im Verklärenden wohnen Schmerz und Lust innig bei einander und bilden so die schöpferische Sehnsucht, ein tiefseliges Lächeln, dem der Schmerz seine Weihe gab, das zugleich fragt und beschwichtigt.

Alles Verklärende kann nur aus einer großen Sehnsucht herausgeboren werden und erweckt wiederum Sehnsucht. Darum soll ein gutes Buch nicht Bewunderung, nicht Begeisterung wach rufen, sondern die rechte Sehnsucht. Die Sehnsucht ist reifer als beide, weil sie tiefer ins Leben dringt, weil sie ein Schmerz-Element in sich birgt, das jene beiden nicht haben. Wie oft wird die Bewunderung enttäuscht und wie bald verfliegt die Begeisterung! Aber die echte Sehnsucht irrt sich nicht, sondern bleibt gleich der echten Liebe bestehen. Und wahrlich, im Verklärenden wohnt auch Liebe. Was Jemand ersehnt, muß er lieb haben, und was Sehnsucht erweckt, muß liebenswert sein.

Das Verklärende ist die Grundeigenschaft der Milde, der Versöhnung, der Ausgleichung im Geistig-Schöpferischen. Nicht im Sturm, im sanften Wehen kommt das Große. Das Verklärende nimmt der Einzigartigkeit das Befremdende, Schroffe, Verletzende, verleiht ihr etwas Duldsames gegen die Mitmenschen; es vernichtet nicht die Festigkeit der Eigenart, es beseitigt nur ihre Beschränktheit, es erweitert die Eigenlust zur Mit-Freude. Die eigne Ausbildung soll auch den Andern zu Gute kommen.

Sicherlich erscheint uns oft die Notwendigkeit als ein kaltes, dunkles, zermalmendes Schicksal, aber es gibt auch eine verklärende Notwendigkeit. Wo immer eine Not zur Verklärung gelangt, ist sie damit auch bereits gerechtfertigt, da verliert sie ihre Lebensfeindlichkeit, da wird sie schöpferisch, da wird sie zum Segen, da macht sie geduldig und dankbar, da verwandelt

sich das starre Müssen in ein frohes Wollen, da heißt der Notwendigkeit gehorchen, nur seinem herrlichsten Ziele folgen.

Und liegt nicht auch die einzig würdige Richtung des Kraftvollen in der Verklärung? So wird das Wilde in ihm gebändigt, so erhält es etwas Festliches, Vornehmes, Erhebendes, so offenbart es seine Heilandsnatur, zu retten, was noch nicht ganz verloren ist.

Auch das Zukunftsreiche kann nur durch Verklärung seine schöpferische Bestimmung erfüllen. Alles Zukunftsreiche schwebt in großer Gefahr, ungerecht und gewalttätig gegen das Alte zu werden. Darum bedarf es der verklärenden Weisheit. Das Zukunftsreiche soll nicht rücksichtslos umstürzen, es soll erneuern; und wo es morsche Dinge zu Falle bringt, soll das nicht geschehen mit der Lust am Niederreißen, sondern mit der Lust am Aufbauen. Dann ruht über seinem Tun ein versöhnender Zug, dann folgt es seiner köstlichen Berufung, Raum zu schaffen für alles noch jugendliche Leben, alles noch jugendliche Leben zu hüten, zu beschirmen.

Verklären kann nur, wer das Leben recht kennt; nur die Klarheit führt auch zur Verklärung. Das Verklärende ist nicht Hellfärberei, die sich über das Leid des Daseins hinwegtäuscht, sondern eine erquickende Tatsache, die Jeder erfahren kann, dessen geistiges Leben nicht schlummert. Und wer es nicht erfuhr, bleibt arm, ob er sich auch Schätze von Gold gesammelt. Es gibt nichts Traurigeres, als wenn das Verklärende von einem Menschenleben Abschied nimmt, dann erstarrt jede höhere Freude. Und wiederum gibt es nichts, was mehr beglückte, als wenn das Verklärende seinen ersten Schein über ein Menschenschicksal breitet. Jetzt erst beim Rückblick erkennt der Mensch deutlich den kläglichen, verworrenen Zustand seines vergangenen Lebens; alle seine Wünsche werden nun stiller, klarer, lauterer; ein tiefes Gefühl von Genesung, das sich aus Demut und Selbstbewußtsein, aus Dankbarkeit und Güte wunderbar mischt, überkommt ihn, treibt ihn vorwärts und bringt ihn doch zugleich zurück zu seiner wahren Natur.

Das Verklärende ist eine erquickende Tatsache, leibhaftig tut es sich uns kund in Menschenmienen. Wer darin zu lesen vermag, der weiß: es strahlt uns entgegen aus den Augen eines holden Kindes. In solchen großen fragenden Kinderaugen, die beides, Unschuld und Tiefsinn, verraten, spiegelt sich eine Ahnung vom ganzen Weh der Erde und doch wieder eine siegreiche, leidüberwindende Jugendlust. Es strahlt uns entgegen aus dem Blick des Freundes, aus dem Antlitz einer edlen Frau,

aus dem Auge des Forschers und des Künstlers. Jede wahre Freundschaft, jede glückliche Ehe, jedes echte Forscher- und Künstlertum verklärt auch das Leben.

Verklärende Bücher sind sehnsuchtsvolle, tröstliche, erhebende, besonnene Bücher. —

Die Lust im Verklärenden ist kein einzelnes Gefühl, sondern ein aus mannigfachen Gefühlen zusammengesetzter geistiger Zustand, eine Lebensstimmung. Verklärende Bücher erwecken in uns dauernde Freuden, keine vorübergehenden Aufwallungen von Lust. —

Die Verneinung des Verklärenden führt nun zu zwei großen Gruppen von Büchern, zu den trostlosen und zu den schwärmerischen Büchern. Trostlosen Büchern fehlt das Verklärende überhaupt, schwärmerische sind von einer falschen, unwahren Verklärung umwoben.

Was ich schon beim Niedrig-Gemeinen und Schwächlichen zeigte, hat auch fürs Trostlose und überhaupt für alle negativen Eigenschaften Geltung. Das Trostlose besitzt nur als Kontrastwirkung zum Erhebenden Berechtigung. Niemand, der die menschliche Natur kennt, wird die negativen Eigenschaften ganz von der Literatur ausschließen. Jedoch dürfen sie nicht selbständig auftreten, die positiven müssen immer vorwiegen.

Nur der kann wahrhaft schaffen, der das Leben bejaht, der über das Leben irgendwie Herr geworden ist, dann werden auch seine Gestaltungen davon zeugen. Niederdrückende Zustände in der Wirklichkeit sollen wir schonungslos, aber auch nicht einseitig aufdecken und dann für ihre Verbesserung sorgen. Einen andern Sinn kann die Erwähnung schlimmer Tatsachen für einen reifen Menschen nicht haben. Von dieser Sorge ums Besserwerden, von dieser festen Zuversicht auf Erlösung, auf ein Geborgensein im Leben und im Tode, muß sich auch die Kunst leiten lassen, wenn sie tiefschmerzliche Vorgänge schildert. Sie darf uns nicht verbittern; eine Grundheiterkeit, eine Grundreinheit muß immer durchschimmern und in den Schicksalen vorwalten. Eine dichterische Gestalt wird uns nur dann wahrhaft befriedigen, wenn sie in sich das Leid siegreich überwunden. Die Kunst soll verklären; sie wird hierdurch nicht etwa leichter, sondern viel schwerer und tiefer. Denn die Verklärung verlangt vom Schaffenden eine Macht über das Leben selbst; sie allein ist das sichere Kennzeichen der Meisterschaft. Jedes gute Buch soll unser Leben reiner und reicher machen. Es soll die Schranken zwischen uns und der Umwelt beseitigen helfen, es soll uns dem großen, beglückenden Schweigen näher

bringen, dem Schweigen des Verstehens. Nicht viel gehört dazu, Menschenherzen durch Schwelgen im Leid und im Schmutz aufzuregen, aber uns hinführen auf stille, klare Höhen, nicht um dem Leben zu entrinnen, sondern um es zu überschauen; uns wieder dessen gewiß machen, es gibt auch Reinheit auf unsrer Erde, und Gesundheit und Freude und Liebe und Güte und Treue; uns Gestalten zeigen, bei deren Erscheinen wir unwillkürlich aufatmen: Nun wird Alles gut, nun glauben wir wieder an das Leben! — Das können nur wenige, und das allein ist doch wahre Kunst.

„Ins Leben verirrt“ heißt ein Roman von **Maria Janitschek.** Schon der Titel sagt uns, wir haben ein trostloses Buch vor uns. Ein junger Mann, Lorenz Zellner, kommt auf ein ungarisches Schloß, um dort die Bibliothek zu ordnen. Die jugendliche Schloßherrin, Baronin Illona von Somogyi, hat ihren Mann verloren und lebt in tiefster Zurückgezogenheit, fern dem lauten Treiben der Menschen. Der tatkräftige Lorenz will sie wieder ins Leben führen. Allmählich sinken die Schranken zwischen ihnen. Illona bewundert Lorenz, der so sicher seinen Weg geht, und aus der Bewunderung wird die Liebe. Lorenz empfindet dagegen für sie nur Freundschaft. Ihre Leidenschaft wird stärker; Lorenz nimmt eine Stellung auf einem Eisenwerk an. Illona demütigt sich so weit, ihm nachzureisen. Aber er weist sie zurück. Er liebt sie nicht, weil er in die Zukunft verliebt ist. Illona ist ihm nur das Gestern, und er liebt das Morgen. Sie läßt sich dann von einer Maschine zerreißen:

> Hahaha. Illona lacht vor sich hin. Das Rad, das Rad! Es mahlt Zukunft, hat Lorenz zu ihr gesagt. Nein, es mahlt sie nicht, es ist ihr eigen Herz, es ist ihr Pulsschlag, ihre Triebkraft.
>
> Illona ist vor dem langen Gebäude angelangt, aus dessen offenstehenden Türen ihr heißer Brodem entgegenschlägt. Ihre Augen blicken flackernd. Sie tritt in die Halle ein und vor eine Maschine hin, vor die größte, deren erzene Zähne die Träger durchschneiden. Ihre Hand streckt sich gebieterisch nach dem dahinsausenden Rad aus. Es muß stehen bleiben, damit die Nebenbuhlerin nicht den Sieg gewinnt.
>
> Ein herbeieilender Arbeiter will die Wahnwitzige zurückreißen; aber schon hat sie voll lachender Wut und übermenschlicher Kraft die Speichen umklammert. Und die Zukunft nimmt sie zwischen ihre eisernen Arme, hebt sie hoch und

schleudert sie der Vergangenheit hin, die den Schleier wohltuenden Vergessens über ihr Kind breitet. —

Auch eine andre Geschichte Maria Janitscheks „Stückwerk“ stellt das Leben einer Entgleisten dar. Treska, ein wohlhabendes, ungarisches Bauernkind, hat einen unbändigen Drang nach Bildung; sie geht nach der Hauptstadt und treibt dort allerhand Studien, die sie aber nicht befriedigen:

> Ganz bei der Sache war sie nie. Daher gelang ihr auch nichts gründlich. Weder die flüssige Erlernung einer fremden Sprache, noch die Beherrschung technischer Schwierigkeiten in der Musik.

Sie wird mit einem weltgewandten, ganz verbummelten Menschen, Dr. Ilde, bekannt. Er verführt sie, beutet sie aus und verläßt sie dann:

> Was lag ihr an seinen Erklärungen, seiner ferneren „Freundschaft“. Er war ihr widrig geworden wie ein Tier, das sich an einem festsaugt, einen aussaugt. Und sie hatte geglaubt, er würde sie zur Höhe führen!

Später findet ein bedächtiger Norddeutscher an ihr Gefallen. Er will sie heiraten und so dem unsteten Leben entreißen. Neuer Lebensmut wacht wieder in ihr auf:

> Sie sank in ihrem Zimmer auf die Kniee.
>
> Ein Garten voll Schneeglöckchen und kleiner weißer Sternblumen schien um sie erblüht. Eine Nachtigall sang über ihr in einem Fliederbusch.
>
> O Gott, o Gott!
>
> Könnte sie da auf den Knieen liegen und so inbrünstig weinen, wenn sie schlecht, wenn sie verworfen wäre?
>
> Nein, sie war es nicht! Sie fühlte ihren Leib schauern unter der Berührung des Schneewindes, den sie heute verspürt. Eine ganz neue, ungekannte Jugendhaftigkeit, ein Unaussprechliches regte sich in ihr. Sie fühlte, wie sich ein hoher, weiter, blauer Himmel über ihr ausspannte. Tief unten im Süden versank dunkles Gewölk.

Als indessen Herr Philander sich nach Treskas Vorleben erkundigt, nennt er sie eine Verworfene und reist ab. Treska stürzt sich von dem Dache eines Hauses auf die Straße. —

Maria Janitschek ist eine dramatisch veranlagte Erzählerin. Alle Vorgänge werden schnell und kurz geschildert; und mitunter umstrahlt von echter Poesie. Maria Janitschek hat Tem-

perament, sie ist eine Herrschernatur und weiß unsre Teilnahme zu erregen. Aber eine krankhafte Unruhe durchzittert beide Erzählungen, die Grundstimmung bleibt lebensfeindlich. Illona und Treska sterben, verängstigt und verzweifelt, sie sterben aus Angst vor dem Leben.

Wohl jeder von uns folgt mitunter dem Schein, der Verstellung, er wird das aber immer schmerzlich empfinden. Mit der Lebensbejahung ist zugleich auch immer ein Drang nach Aufrichtigkeit, nach Veredlung, nach Verklärung der eignen Natur gegeben. Manche Berufe machen es freilich dem Menschen schwer, aufrichtig zu bleiben. In der Politik zum Beispiel, wo der Führer stets eine überpersönliche Verantwortungslast trägt, wird zuweilen die Selbsttreue in Konflikt mit dem Gesamtwohl treten. Wer das verkennt, verkennt die menschlichen Verhältnisse. Doch sind solche Fälle Ausnahmen. Ein baldiger Ausgleich, eine gründliche Wiederherstellung des Vertrauens muß dann die Hauptsorge der leitenden Staatsmänner sein. Niemand sollte aber die Verstellung und Hinterlist noch besonders anraten. Wahrhaft menschliches Glück läßt sich darauf niemals erbauen. Weil **Nicolo Machiavelli** in seinem Buche vom Fürsten die Untreue und den Wortbruch ausdrücklich empfiehlt, weil er den Menschen nur Übles zutraut, darum nenne ich seine Schrift trostlos:

> Es sorge demnach ein Fürst, die Oberhand und den Staat zu behaupten, so werden die Mittel immer ehrenvoll, und von jedermann löblich befunden werden: weil der Pöbel immer von dem, was scheint, und der Dinge Erfolg befangen wird; und in der Welt ist nichts als Pöbel.

Geschmeidig, welterfahren klingt vieles darin. Raubrittern vom Schlage Cesare Borgias mag dies willkommen sein, einen großangelegten Regenten wird es abstoßen:

> Notwendig aber ist, daß man diese Natur wohl zu beschönigen wisse, und in der Kunst sich zu stellen, wie zu verstellen, groß sei. Auch sind die Menschen so einfältig, gehorchen so sehr den Nötigungen des Augenblicks, daß der Betrügende immer einen, der sich betrügen läßt, finden wird. Ich will von den frischen Beispielen eines nicht verschweigen: (Pabst) Alexander der Sechste tat nie etwas Andres als Menschen betrügen, noch dachte er je auf Andres und fand auch immer die Gegenstände dafür. Es hat niemals einen Men-

schen gegeben, der größeren Ernst im Beteuern gezeigt, mit höheren Schwüren etwas bestärkt und es weniger gehalten hätte. Nichtsdestoweniger gelangen ihm seine Betrügereien immer nach Wunsch, weil er diesen Teil der Welt wohl kannte. — Einem Fürsten tut es mithin nicht not, alle obige Eigenschaften (gütig, treu, fromm, menschlich, redlich), zu haben, wohl aber tut not, daß er scheine, sie zu haben. Ja, ich wage zu sagen, daß, wenn er sie hat und immer befolgt, sie ihm schädlich sind, und wenn er sie scheint zu haben, nützlich.

Auf einen Vorwurf antwortete Machiavelli:

> Ich habe den Fürsten gelehrt, Tyrannen zu werden; aber ich habe auch den Völkern gelehrt, die Tyrannen zu vernichten.

Ich spreche hier auch nur gegen die Grundstimmung des Buches, das außerdem manches treffliche und menschlich anziehende Wort enthält:

> Es gibt keinen andern Weg, sich vor Schmeicheleien zu sichern, als wenn die Leute glauben, daß sie dich nicht beleidigen, indem sie dir die Wahrheit sagen.

* * *

> Deshalb ist die beste Festung, die es geben kann, vom Volke nicht gehaßt zu werden.

Machiavelli war ein guter Patriot und kluger Mensch, der das Unglück hatte, innerhalb politisch verworrener Zustände zu leben. Für die Neuordnung dieser Zustände waren ihm alle Mittel recht, wenn sie nur Italien starke Selbständigkeit verliehen. Wir weisen seine Ratschläge zurück, nicht in scheinheiliger Entrüstung, sondern in der Überzeugung, ein dauernder Erfolg läßt sich mit ihnen nicht erzielen.

Ludwig Wachler sagt in seiner Geschichte der historischen Forschung über den Fürsten: Für einen historisch orientierten Leser bedarf es gar keiner Apologie. Ich bemerke dazu, die historische Würdigung ist hier für mich nicht das Wichtigste; ich frage vor allem: Was bedeutet dies Buch für unsre Gegenwart und unsre Zukunft? Und diese Frage muß auch in der Geschichtsschreibung nach meinem Urteil die Hauptsache bleiben. Sonst wird die Historie unfruchtbar und langweilig. Gewiß, der Historiker soll sich bemühen, jede Persönlichkeit aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, aber doch nur, um uns dann zu zeigen:

Was bedeutet dieser Mensch für uns Heutige? Historie sollte überhaupt nur immer mit dem klaren Bewußtsein getrieben werden, wir selbst sind ein Teil der Vergangenheit, sie ruht in uns, wir brauchen sie nicht immer in vergangenen Zeiten aufzusuchen. Ich würde Machiavelli als Beispiel nicht erwähnen, wenn nicht das, was er in seinem Fürsten vertritt, auch noch heute in der Politik und auf andern Gebieten vertreten würde.

Zahlreich sind die Abstufungen des Trostlosen; ich will hier noch eine erwähnen, die uns als Übergang zum Schwärmerischen dienen kann, das Süßlich-Trostlose. Da wird das Unglück zu weichlichen Wirkungen ausgebeutet. In **Pierre Lotis** „Islandfischern" herrscht eine solche trübe weinerliche Stimmung, dieselbe hoffnungslose Schwermut, die sich auch über sein „Jerusalem" und „Galiläa" breitet. Nach Lotis eignem Geständnis gehört seine Seele zu den „Gequälten". Nun, wenn das wahr ist, hätte er nicht Schriftsteller werden sollen. Die Befreiung von seiner Qual ist ihm künstlerisch mißlungen. Es liegt etwas Weibisches, Glattes, Hinschmelzendes in seiner Darstellung, gleichsam als wäre er in den Schmerz verliebt. Trauerstellen wie:

> Sie (Gaud) wünschte des Lebens ledig, ganz still unter einem Stein zu liegen, um nicht mehr zu leiden. — Aber sie verzieh ihm wahrhaftig, und keine Regung des Hasses mischte sich in ihre verzweifelte Liebe für ihn.

und:

> Da kam ihr die Hütte trostloser, das Elend härter, die Welt leerer vor, — sie ließ den Kopf hängen und wäre am liebsten gestorben.

sind nicht selten. Und wie sentimental beschreibt Loti zum Beispiel das Stranden der „Marie" an der englischen Küste. Um uns recht zu befriedigen, spüren wir in den Schicksalen dieser Fischer zu wenig von der lockenden, markigen Gewalt des Meeres, dessen wechselnde Bilder Loti sehr breit und anschaulich ausmalt.

Das Schwärmerische ist dem Utopischen, das ich als Verneinung des Zukunftsreichen betrachtete, verwandt. Noch weiter als dieses entfernt es sich indessen von der Wirklichkeit und umfaßt mit seinen Phantasieen Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit; es verklärt nicht, es sucht zu verzaubern. Den Frauen

und der Jugend ist es vornehmlich eigen, aber auch künstlerisch und philosophisch veranlagte Männer, besonders Biographen, verfallen ihm mitunter.

„Die Irrlichter" von **Marie Petersen** erlebten im Jahre 1896 ihre siebenundvierzigste Auflage. So bildet dieses rührselige, schwärmerische Buch ein bedeutsames Zeichen für den Geschmack der deutschen Leserinnen.

Walter von Nordingen hat seine beiden Eltern verloren. Sein Vater war ein Spieler, seine Mutter edel und unglücklich. Der Sohn wird von seinem Oheim erzogen, der ihm auf Wunsch der sterbenden Mutter nichts von den traurigen Zuständen im Elternhause erzählte. Der Jüngling hält den Oheim für seinen Vater. Auf einer Ferienreise verläßt Walter nicht fern von der Heimat den Postwagen, um nach Hause zu wandern. Hier gerät er nun an die „Geisterwiese". Da er ein Sonntagskind ist, versteht er die Sprache der Natur. Die Nacht ist inzwischen herniedergesunken. Um ihn her wird alles lebendig. Uhus, Fledermäuse, Mücken, Grashalme beginnen zu sprechen. Da wird vom Hofball der Bienenkönigin berichtet, wozu natürlich alle Rosen eingeladen sind; die Hauptunterhaltung führen jedoch die Irrlichter:

> Geister von Verstorbenen sind wir, — die Seelen ausgelöschter Lichter. — Eine kurze Zeit haben wir auf Erden den Menschen gedient, und ein schneller, gewaltsamer Tod hat uns hinweggerissen, ehe wir, an unserm Dochte zu Ende gebrannt, mit der Asche verglimmen konnten. Wer aber plötzlich durch Gewalttat sein Leben verliert, der findet keine Ruhe im Tode, und arme Kerzen, die man frevelnd zu Boden geworfen oder schnöde ausgeblasen, ehe ihre Zeit erfüllt war, deren Seelen sind gebannt, noch lange unstet umher zu irren, mit trügerischem, unirdischem Schimmer, zu blenden und zu verwirren. Solche irrende Lichterseelen sind wir, ich und meine Gefährten.

Lampenlichter, Altarflammen, Spielsaalkerzen lassen sich nun vernehmen. Von ihnen erfährt der Jüngling in kurzen abgerissenen Bildern die traurige Geschichte seiner Familie. Wir sehen blasse, unglückliche Frauen vorüberschweben und holde, blauäugige Kinder grüßen. Walter kehrt bedrückten Herzens am Morgen heim.

Vier Wochen später beginnen die Irrlichter von Neuem ihre Zwiesprache. Walter, „der letzte Erbe von Nordingen" ist

plötzlich in der Fremde gestorben, und wird nun in der Familiengruft beigesetzt. —

Mag die Verfasserin auch Einzelnes gewandt schildern, ihrer Technik im Ganzen mangelt doch die Macht der Ueberzeugung. Schon sogleich im Anfang will sie Teilnahme für ihren Walter mit folgenden sentimentalen Worten erregen:

> . . . dem (einem Waisenknaben) schreibt der liebe Herrgott aufs Angesicht einen Freibrief an den Liebesreichtum aller guten und fühlenden Herzen, und mit dieser Gottesschrift auf Stirn und Auge hätte der fremde Knabe auch deine Teilnahme gewonnen, liebe Leserin, — und du würdest nicht mehr gefragt haben, warum du sie ihm geschenkt, seit du wußtest, daß er eine mutterlose Waise sei.

Auch die Sprache bleibt sich zu gleichmäßig. Es ist immer der gleiche, schwärmerische Ton, ob die Verfasserin unmittelbar selbst schildert, oder die Irrlichter sprechen läßt Sie will der Natur Sprache verleihen, aber was sie erreicht, ist nur eine unbeholfene Vermenschlichung:

> Die arme Wasserrose aber war traurig geworden von all den trübseligen Lichtergeschichten. Ihr Blumenherz war so schwer von Mitgefühl, — viel zu voll, als daß sie hätte schlafen können. Eine liebe, kleine Welle nahm ihr mattes Haupt in den Arm, und so weich gebettet, ruhte sie nun und blickte träumerisch hinauf zu dem sternenlosen Nachthimmel.

Keine unsagbaren, ergreifenden Erfahrungen klingen da mit. Die Worte haften nur an der Oberfläche; wohl sind sie phantastisch, aber nicht eingegeben von jener einfach-tiefsinnigen Phantasie, die keine Umwege macht und doch viel sagt und mehr sagt als Worte vermögen.

Im Verklärenden wohnt etwas Heimatliches, schrieb ich vorher. Die Gestalten einer echten Dichtung sind wie Wanderer, die nach Hause wollen. Darin, daß sie in rechter Weise heimgelangen, zu ihrem verklärten Selbst, bewährt der Künstler vorzüglich seine Meisterschaft. Je tiefer sich ein Mensch verirrt hat, desto größer wird die Freude sein, wenn er nun endlich heimkehrt, desto näher liegt aber auch die Gefahr, unwahrhaftig zu werden, das Verirrte mit einem schwärmerischen Zauber zu umgeben. Ich führe als Beispiel hier „Die Dame mit den Kamelien“ von **Alexandre Dumas, dem Jüngeren**, an. Dumas er-

zählt sehr fließend; die Konflikte, die er bringt, entwickeln sich schnell und spannend; die besten Absichten leiten ihn beim Schreiben, er will das Laster nicht verherrlichen.

> Ich habe nur, sagt er am Schluß, die Geschichte einer Buhlerin erzählt, die durch eine wahre Liebe bekehrt worden ist, die in dieser Liebe ein kurzes Glück gefunden und für ihre früheren Vergehen durch ein trauriges Ende gebüßt hat.
>
> Ich bin kein Apostel des Lasters, aber ich werde mich überall, wo ich den Angstruf edlen Unglücks höre, zum Echo desselben machen.

Doch bezweifle ich gerade, ob das geschilderte Unglück edel im schöpferischen Sinne ist. Dumas weiß sehr geschickt, Wahres mit Überschwänglichem zu mischen. Seine Heldin ist keine gewöhnliche Buhlerin; er schmückt sie mit seltenen Reizen des Körpers und des Geistes:

> Dieses reizende Köpfchen hatte einen ganz kindlich-naiven Ausdruck; man hätte glauben können, diese großen, unschuldigen Augen hätten nie anderes als den blauen Himmel angesehen, und der Mund habe nur fromme Worte gesprochen und keusche Küsse gegeben. —
>
> Kurz, man erkannte in diesem Mädchen die Jungfrau, die der geringfügigste Umstand zur Buhlerin gemacht hatte, und die Buhlerin, die der geringfügigste Umstand zur reinen zärtlich liebenden Jungfrau gemacht haben würde.

Marguerite Gauthier verbraucht im Jahre hunderttausend Francs; sie ist schwindsüchtig veranlagt. Bei ihrem ausschweifenden, nächtigen Treiben verschlimmert sich das Leiden; sie besucht einen Kurort und kommt gekräftigt nach Paris zurück. Hier lernt sie Armand Duval kennen und nun erwacht in ihr die wahre Liebe. Sie zieht sich mit ihm still aufs Land zurück. Armand will sie heiraten. Sein Vater tritt dazwischen, und da er Armand nicht dazu bringen kann, das Mädchen aufzugeben, so wendet er sich an Marguerite selbst und macht ihr klar, aus ihrer Verbindung mit Armand könne nur für sie selbst und Armand und dessen ganze Familie Unglück entstehen:

> Die Welt fordert gewisse Rücksichten, und stellt gewisse Ansprüche an Jedermann, der eine geachtete Stellung behaupten will.

Marguerite bringt sich zum Opfer. Armand, der glaubt, sie habe ihn wie jeden Andern verlassen, rast vor Wut und Schmerz.

> Lebe wohl, teurer Freund, schreibt sie an ihn, ich fordere Deine Liebe nicht mehr, denn ich bin ihrer nicht mehr würdig; ich fordere Deine Freundschaft nicht mehr, denn Du würdest sie mir verweigern. Du wirst mich verachten, Du wirst mich hassen, und mir vielleicht Böses tun. Ich verzeihe Dir im Voraus, denn Du wirst einst einsehen, daß noch nie eine Geliebte, wie zärtlich sie auch dem Gegenstande ihrer Liebe zugetan war, für denselben getan hat, was ich heute für dich tue.

Aber ihre Widerstandskraft ist damit zu Ende. Sie sucht sich jetzt nur noch zu betäuben und stirbt nach kurzer Zeit.

Dumas hat das Opfer von Marguerite größer und reiner dargestellt als es ist. Sie war mit Armand eine Zeit lang glücklich, lange konnte das wegen ihrer Krankheit ja doch nicht währen. Was sie aufgibt, ist etwas, worüber schon die Schatten des Unterganges schweben. Ihr Sterben wirkt rührsam, nicht befreiend. Nach meinem Gefühl hat es Dumas nicht vermocht, uns von der wahren Heimkehr seiner Heldin zu überzeugen. Es ist auch eine sehr schwierige, künstlerische Aufgabe, eine Buhlerin durch die Liebe heimgelangen zu lassen. Fast immer schleichen sich Bedenken dabei ein, ob solche Liebe auch von Dauer sein werde. Dumas hilft sich, indem er Marguerite sterben läßt. Bei ihm ist der Tod, wie so oft, nur der gewaltsame Schlichter, der allem Fragen ein Ende macht. Margueritens Sterben ist nur äußerlich vorbereitet, durch ihre Krankheit. Sie stirbt gerade dann, wo sie zeigen soll, daß sie auch wahrhaft zu leben versteht. Die Liebe zu Armand beschleunigt ihren Tod, anstatt sie einem neuen Dasein wiederzugeben.

Dumas' Erzählungstalent söhnt uns mit manchen Bedenklichkeiten, die solch ein Stoff stets in sich birgt, aus. Als Drama wirkt diese Magdalenen-Geschichte für reife Menschen zu sentimental.

Auch hier fasse ich die bejahenden Beispiele wie beim Kraftvollen und Zukunftsreichen in einer Reihe zusammen.

Das Verklärende meint: Ein Buch soll die köstlichsten Erfahrungen des Lebens enthalten. Und wenn wir **Wilhelm Fischer** in Graz danach fragten, er würde antworten: Das ist „die Freude

am Licht“. So hat er auch seinen besten Roman genannt. Seine Gestalten sind zwar nicht von gewaltiger Tiefe, er zeichnet mehr anmutige Umrisse, ohne doch oberflächlich zu werden. Seine Menschen schweben gleichsam in einer gewissen Entfernung an uns vorüber, aber sie erquicken uns doch, sie wandeln in einem Leben und in einer Landschaft voll Licht:

> Die Gebieterin der Landschaft war die Sonne; in ihr glänzten die grünen Gräser, die reifenden Ähren und die vielfarbigen Blumen im Getreide, dort wo es gelichtet stand. Goldener Duft und blaue Schatten umhauchten und umhüllten Alles, was vielfach geschieden, dem Blicke sich als ein Bild gab.

Das läßt sich nicht nur von seinen Naturschilderungen sagen, auch in den Herzen seiner Menschen herrscht die Sonne. Was er verkündet, ist jene geläuterte Freude am Dasein, der auch die Weihe des Schmerzes zu Teil wurde. In der Novelle „Das Licht im Elendhause“ erzählt Fischer, wie ein junges Mädchen durch den Anblick eines Pestkranken ganz schwermütig und verzweifelt wird. Endlich rafft sie sich auf:

> Da ging ich mit meinem Herzen zu Rate, das gab mir ein: Willst du dich von dem Elend der Welt befreien, so mußt du ihm dienen und es mildern, soweit es in deiner Macht steht. Und ich flüchtete vor dem Wahnwitz, der mich verfolgte, hierher in das Elendhaus, und bin hier bewahrt vor ihm. Denn Ruhe und Frieden sind wieder mein, und ich habe mich an den grausigen Anblick der Elenden gewöhnt, weil ich ihnen diene und ihr Leiden mildere, so sehr ich kann. Also war es mit mir.

Das ist Kinderweisheit und doch — Besseres kann auch ein gereifter Mann nicht über das Elend sagen.

Wohltuend wirkt es auch, wie Fischer in diesen beiden Werken die Liebenden zusammenführt. Zenz und Veronika, Dietmut und Dietmer werden erst vereint, nachdem sie sich im Leiden bewährt. Frohe Zuversicht ergreift uns, wenn wir sie betrachten, wir sind gewiß: Ueber ihrer Gemeinschaft wird ein Hauch der Verklärung ruhen.

Die Verklärung der eignen Persönlichkeit ist die Grundlage jeder andern. Sie besteht nicht im eitlen Selbstbespiegeln, sondern in der Lust am schöpferischen Bauen seiner selbst, am

Reifer-Werden; sie bringt Versöhnung und Ebenmaß ins Dasein. Alles Schöpferische ist ja niemals einseitig, es bedarf immer der Einwirkung von der Umwelt her. Aber was wir daraus machen, wie wir den empfangenen Glanz in unserm Geiste aufnehmen und wieder zurückstrahlen, darauf kommt es an. Ohne Selbstverklärung kann niemand etwas Großes im Leben leisten. Wer das Gegenteil glaubt und durch Beispiele erweisen will, täuscht sich entweder in den Werken, er hält solche für bedeutend, die es nicht sind, oder er täuscht sich in dem Menschen, er beurteilt ihn nach Philister Art.

In der Selbstverklärung liegt das tiefste Geheimnis alles Schaffens. So entsteht jene wunderleichte Weise, sich selbst und andern zu leben, die alles menschlich erreichbare Glück einschließt; so entsteht ein köstliches Empfangen und Mitteilen in Selbstfreude und in Dankbarkeit; so entsteht eine innige Hingebung und ein seliges Wissen von unsrer eigensten Macht.

Das Verklärende weist so immer auf das Einzigartige in in uns hin.

Die Selbstverklärung wird sich nicht immer gleich deutlich bei verschiedenen Menschen zeigen. Beschauliche, zur Einsamkeit geneigte Naturen, werden sich ihr mehr zuwenden, als andre tatenfrohe. Ich nenne hier **Wilhelm von Humboldt**, der ihr sein ganzes Leben widmete. Besonders hell leuchtet sie aus seinen „Briefen an eine Freundin“ hervor. Die meisten darunter sind von Tegel aus, wohin sich Humboldt zurückgezogen hatte, geschrieben. Über zwanzig Jahre hindurch bestand dieser Briefwechsel. Humboldt spricht darin wie zu sich selbst. Ich glaube, wenn das, was er als Staatsmann, Sprachforscher und Ästhetiker leistete, schon vergessen sein wird, werden diese Briefe noch dauern, werden sie noch trösten, erquicken und erheben. Er wünscht nichts anderes von der Freundin als Vertrauen. Mag ihm manches an ihr mißfallen, er bleibt ihr gegenüber immer gleich gütig, rücksichtsvoll und wahrhaftig. Er hilft ihr, sich aus Schwermut und Verzagtheit emporringen, er gibt ihr das Beste, was er hat, seine Lebenskunst. Denn das enthalten diese Briefe, schlicht dargestellt und mitgeteilt ohne jede aufdringliche Absicht, scheinbar zusammenhangslos und doch Alles sammelnd zu einer starken, milden Harmonie. Aber Humboldt empfängt auch von der Freundin und spricht davon mit Dankbarkeit. Ihre treue Gesinnung vermehrte sein Lebensglück.

Ein vornehmer Mann tritt uns hier entgegen; er lehrt uns recht einsam zu sein, einzukehren bei uns selbst, uns über das Beste, was wir haben, klar zu werden, ohne doch der Welt zu

entsagen. Zwei Gegenstände verleihen ihm wahren Genuß, „die Freude an der Natur und die Beschäftigung mit Ideen". Humboldt schaut in die Natur wie ein Vertrauter. Nicht als ob er besonders viel von ihr wüßte, aber er lebt mit ihr, und weil er anspruchslos ist, darum gibt sie ihm so viel. Die einfachsten, alltäglichsten Naturerscheinungen bereichern sein inneres Leben, bereiten ihm unvergeßliche Stunden. Besonders hat er die Bäume in sein Herz geschlossen:

> Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr herauskann, sondern langsam schmachtend sein Ausgehen erwarten muß. Überhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders.

Die Ideen behandeln nach Humboldt die letzten Zusammenhänge der Dinge, sie sind metaphysischer Natur, sie verbinden den Menschen mit dem Urgrund alles Seins; sie erfordern keine gelehrten, umfassenden Kenntnisse, sondern ein für das Hohe empfängliches Gemüt. Der Brief vom achten März 1833 gibt darüber Bescheid:

> Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. — Sie sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. — Und in einem späteren Schreiben: Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstellungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menschen, bald aus seinem Innern schöpft, oder das feste Fortrücken in längst begonnenen, vielleicht durch einen Teil des Lebens hindurchgeschlungenen Ideenreihen, ist das wahre,

dem menschlichen Dasein erst Wert verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organisierte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menschen, sondern für Alle.

Der Mensch steht eben in dem großen Zusammenhange aller Dinge, und kann er ihn auch nicht begreifen, so kann er sich doch in ihn versenken und daraus ein beseligendes Gefühl des Geborgenseins schöpfen:

> Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß er auch mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen.

Aus der Beschäftigung mit solchen Ideen entspringt Festigkeit gegenüber dem Schicksal, Gelassenheit im Ertragen des Leidens, Selbstbeherrschung und Heiterkeit auch bei schmerzlichsten Verlusten. Diese echte Heiterkeit zu preisen, wird Humboldt nicht müde:

> Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht bloß für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmütige, macht zu allem Guten aufgelegter und gibt dem Gemüte Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten.

Humboldt verstand es, die Freundschaft verklärend auszugestalten; er konnte das, weil er von Jugend auf sich um die Verklärung seines eignen Wesens bemüht hatte. Verklärung lag auch über seinen Forschungen und über seiner Ehe:

> Von der Liebe, sagt er einmal, erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus, und habe es ebenso wenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das eine Mal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit Niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas Anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch (als Freundschaft) auf Ideen.

Humboldt war eine beschauliche Natur. Obschon er sich der öffentlichen Tätigkeit nicht entzog, opferte er ihr doch niemals seine ganze Persönlichkeit. Er galt für einen glücklichen Menschen und glücklich nannte er sich selbst; es ward ihm leicht, zu erreichen, wonach er strebte. Indessen lassen die Briefe deutlich erkennen, er hätte sich auch bei einem andern Schicksal bewährt.

In manchen Dingen erscheint er uns fremd, zu kalt, zu abstrakt, in seinen ästhetischen Ansichten namentlich zu abhängig vom Alt-Hellenischen. Aber durch alle Hüllen seines gemessenen Wesens schimmert doch immer wieder freundlich und kraftvoll seine überragende Individualität und tritt uns menschlich nahe.

Beim Kraftvollen wies ich darauf hin, wie die eigentliche Macht der Frau im Mütterlichen liege, hier sehen wir das Mütterliche nun noch die Weihe der Verklärung empfangen. Die Frauen sind ja recht dafür veranlagt, zu mildern, zu versöhnen; und wenn sie das bisher nicht recht vermochten, so lag das an ihrer falschen Erziehung, die fast alle schöpferische Selbständigkeit ausschloß. Sich und ihre Umgebung zu veredeln, dazu fühlt sich jede hochgesinnte Frau schon von selbst getrieben; es gilt aber auch die andern, die Schwachen, Gleichgiltigen und Müßigen, die noch zu viel auf eitle Dinge, auf Putz, Zerstreuung, und Geschwätz bedacht sind, dafür zu gewinnen.

Langsam beginnt sich jetzt die Stellung der Frau im Volksleben zu verbessern. Am Anfange einer solchen Bewegung entstehen ja immer Kämpfe; Unverstand, Hochmut und Neid müssen erst überwunden werden. Ist sie aber einmal durchgeführt, haben sich die Zustände erst der Neuordnung angepaßt, so wird die regere Teilnahme der Frauen sicherlich eine reichere und mildere Entfaltung bringen. Heute wundern wir uns, wie die Ersten, die für diese doch ganz natürliche Sache eintraten, so schwere Opfer zu bringen hatten. Ich will hier einer Vorkämpferin gedenken, **Malwidas von Meysenbug**, deren Wort ganz in unsern Zusammenhang paßt: „Das größte Leiden ist die Abwesenheit des Ideals“. Sie betonte immer wieder, es genüge nicht, den Frauen neue auskömmliche Erwerbsgebiete zu erschließen, sie müßten auch geistig selbständig werden, denn nur so könnten sie die idealen Forderungen ihres Berufes erfüllen.

Malwida war eine ernste Natur. In der Jugend quälten sie religiöse Zweifel, und nachdem sie sich zur Freiheit durch-

gerungen, traten ihr soziale Fragen näher. Ihre Angehörigen verstanden sie nicht; sie wollten dem Herkommen gemäß geruhig weiter leben, für Malwida dagegen eröffneten sich neue, größere Horizonte. Sie begann eine Individualität zu werden, nach ihrer eignen Überzeugung zu handeln. Schon bevor die äußere Trennung erfolgte, sagte sie sich:

> . . . daß man sich von der Autorität der Familie befreien muß, so schmerzlich es auch sein mag, sobald sie zum Tode der Individualität führt und die Freiheit des Gedankens und Gewissens einer bestimmten Form der Überzeugung unterwerfen will.

Sie, die feine verwöhnte Ministerstochter, mußte sich nun selbst ihr Brod verdienen. Sie ging nach Hamburg an die neue Hochschule für Frauen. Von dort begab sie sich nach Berlin. Hier wurde sie wegen ihrer freien Anschauungen und wegen ihres Verkehrs mit Revolutionären polizeilich überwacht. Um sich den kleinlichen Verfolgungen zu entziehen, reiste sie nach London und mußte hier nun die ganze Bitterkeit der Armut und der Verbannung durchkosten. Sie war Proletarierin geworden; sie war dazu noch oft krank. Das hohle Wesen eines kalten, lieblosen Reichtums offenbarte sich ihr in den Familien, wo sie die Kinder zu unterrichten hatte, und ihre Besuche in den Jammerstätten vom Osten Londons ließen sie erkennen, wie tief Menschen sinken können. Verzweiflung ergriff sie. Der Tod erschien ihr nicht mehr ein furchtbares Verhängnis zu sein, sondern eine Erlösung von aller, aller Qual. Sie empfand den Widerspruch zwischen ihrer innersten Natur und ihren Lebenswegen mit tiefstem Schmerz. Aber dieselbe ideale Macht, die sie von Jugend auf in sich gespürt, die sie einst hinaus in die stürmische Welt getrieben hatte, bewahrte sie nun auch vor dem Untergang. Es war die unbegreifliche Macht, die uns Menschen oft gegen unsern Willen am Abgrunde schirmend vorbeiführt, die nicht zerstören, sondern erhalten und weiter schaffen will, bis das Tagewerk vollbracht. Allmählich begannen sich die dunklen Schleier über sie zu lichten. —

Mannigfache entgegengesetzte Strömungen fluteten in dem Wesen dieser Frau. So beherrschte sie ein unbändiger Drang nach Freiheit, der im Anblick des Meeres oft besonders stark aufwallte:

> Da, wenn Sturm und Wellen um die Wette brausten, durchdrang mich ein göttliches Gefühl der Freiheit. Keine

Furcht war in mir, keine Knechtschaft außer mir. Mit Lust hörte ich die aufgewühlte Tiefe heulen; mit Wonne trank ich die scharfe Nachtluft, die vom Meere her ein milder Hauch durchdrang. Dann dachte ich der Sünden der Erziehung, welche die Menschen — wenigstens die Frauen — fernhält von den großen, befreienden Einflüssen, vom Umgang mit den elementaren Gewalten, mit allem Ursprünglichen, und dadurch das Ursprüngliche in den Menschen selbst vernichtet. Sich den großen Eindrücken mit reiner Liebe hingeben, das macht den Menschen stark und gut. In einsamen Sternennächten mit den Gestirnen Umgang pflegen, kühn in die schwersten Labyrinthe des Gedankens eintreten, den Körper härten im Kampf mit Sturm und Wellen, dem Tod furchtlos ins Angesicht sehen und ihn verstehend feiern — all das heißt den gewöhnlichen Erziehern Überspannung, Torheit, Tollkühnheit. Aber zum Beispiel auf Bällen, im Rasen unschöner, ja unmoralischer Tänze mit gehaltlosen Schwätzern, in leichter Kleidung sein Leben gefährden, das heißt rechtmäßige, jugendliche Freude. Die Autorität, die solche Vorschriften gibt, heißt die Stimme der Vernunft. Die kleinen Seelen, denen es graut vor Nacht, Sturm und Wellen, die aber im Salon, in der künstlichen Atmosphäre des modernen Lebens ihre Kinder lehren, elegante Memmen zu sein wie sie selbst, das sind die weiblichen Wesen par excellence, die wahren Frauen!

Und daneben war ihr eine große Schüchternheit eigen, eine zarte Empfindlichkeit. Ihr fehlte oft der Mut, im entscheidenden Augenblick entschlossen das Notwendige auszusprechen und zu tun. Sie beklagte mitunter den Mangel an Leichtlebigkeit, der sie viele Dinge schwerer nehmen ließ, als sie wert waren. Sie wußte indessen alle diese Regungen schließlich zu versöhnen, sie suchte immer mehr ihr Leben einheitlich und friedevoll zu gestalten, immer mehr ohne Bitterkeit auf ihren Leidensweg zurück zu blicken:

Ich habe dir früher, schrieb sie nach der Zeit des Kampfes an ihre Pflegetochter Olga Herzen, in unsern Gesprächen oft den Gedanken geäußert, daß, wenn nur ein jeder Mensch sich zunächst selbst als seine eigene Aufgabe betrachtete und aus sich selbst das Höchste zu machen strebte, was er seinen Fähigkeiten nach werden kann, die Menschheit kaum anderes bedürfen und den vollkommensten Zustand nach jeder Richtung hin erreichen würde.

Und vom Tode:

> Das also sei uns der Tod: Der große Mahner an die Aufgabe, das Leben innerhalb der auf- und absteigenden Welle mit dem edelsten Inhalt zu erfüllen, es zu einer Schöpfung von Geistesblüten, von Liebestaten zu machen.

In der das Dasein verklärenden großen Liebe fand ihre Lebensanschauung den letzten Halt:

> Selbst die größte Intelligenz hat ihre Grenzen, irrt zuweilen, läßt sich verblenden. Die große Liebe allein, die zugleich Mitleid, Erbarmen, Vergessen aller Selbstsucht ist, die allein ist unfehlbar, strömt aus einer unbekannten ewigen Quelle und macht das Herz zu einem Tempel, wo sich die Mysterien der einzigen wahren Religion feiern: Der Religion, welche rettet und vergibt.

Schon früher äußerte sie sich einmal über ihren Verlobten, der sie einer vorübergehenden Neigung wegen vernachlässigte, dem sie aber dann, als er todeskrank war, die letzten Tage erleichterte:

> Er hatte es endlich begriffen, daß in jeder großen weiblichen Liebe auch die Mutterliebe ist, die nichts mehr fordert, aber gibt, hilft, tröstet und versöhnt.

Malwida von Meysenbug starb zu Rom am 26. April 1903, über sechsundachtzig Jahre alt. Sie hinterließ uns in den „Memoiren“ und in dem „Lebensabend einer Idealistin“ ein Vermächtnis, reich an Erfahrungen und Herzensgüte. Ihr Roman „Phädra“ ist eine phantasievolle Dichtung. Und obschon die Hauptgestalten darin mitunter zu auffällig nach der Idee, die das Ganze durchdringt, handeln, bleiben sie doch Individualitäten und besitzen genug Leben und Kraft, um uns zu erfreuen.

Von der eignen Persönlichkeit aus wird die Verklärung zuerst auf die uns nahe Stehenden übergehen. Es sind das nicht immer Blutsverwandte, sondern Menschen, mit denen wir geistig verwandt sind, mit denen uns gleiche Hauptziele verbinden. Von dort aus aber wird sich die Verklärung auch über weitere Kreise verbreiten. Alles Verklärende ist ja von Liebe durchdrungen. Und wenn wir auch nicht jeden Menschen lieben können, wenn wir Manchem sogar hart entgegentreten müssen,

so braucht selbst in der Feindschaft nicht alles Wohlwollen unterzugehen. Verklärend wirken, heißt so vor allen Dingen sozial im schöpferischen Sinne wirken; alle guten sozialen Werke verklären.

Verklärung leuchtet nach meiner Auffassung überall da, wo sich eine planvolle Veredelung menschlicher Verhältnisse ankündigt, wo nicht nur die eine harte Richtung unsres Lebens, „der Kampf ums Dasein“, gilt, sondern wo uns auch die herrliche und gewaltige Kraft der gegenseitigen Hilfe, die nicht minder erwiesen, gezeigt wird. Ohne sie gäbe es überhaupt kein organisches Werden. Wir Menschen gehören zusammen. Wir sind nicht dazu da, uns einander zu unterdrücken, sondern uns gemeinsam die Naturkräfte zu erschließen. Unsre Erde hat Raum und Nahrung genug für uns alle, wenn wir nur vereint, planvoll und besonnen arbeiten.

Freilich lassen sich unsre verworrenen, wirtschaftlichen Verhältnisse nur bessern, wenn Herstellung und Verbrauch aller Waren in einheitlicher, schöpferischer Weise geordnet wird. Ich will hier nicht erwägen, ob dies am besten durch Ausdehnung des genossenschaftlichen Wirkungsbereiches oder auf andre Weise erreicht wird. Soviel ist sicher: Kommen wird die Neuordnung und bei ihr wird nicht allein die Geldfrage berücksichtigt werden müssen. Noch mannigfache andre Wünsche, vor allem auch die ethischen Bedürfnisse, die unsre menschliche Natur niemals ohne Schaden verleugnet, werden mitwirken. Das hat Keiner so stark, so klar und so verklärend in Wort und Tat ausgesprochen wie **John Ruskin.** Mit ihm will ich denn die Reihe meiner Beispiele beschließen.

Ruskin, 1819 in London geboren, widmete sich zuerst der Malerei und betrieb dann wissenschaftliche Studien. Im Jahre 1860 veröffentlichte er seine erste nationalökonomische Schrift „Diesem Letzten“, so benannt nach dem Bibelspruch: „Ich will diesem Letzten geben so viel wie dir“. In gewaltiger Klarheit trat Ruskin darin den herrschenden Ansichten entgegen und wies nach, daß die Ergebnisse einer Nationalökonomie, die den Menschen nur als eine Gelderwerbsmaschine betrachte und seine künstlerischen und sittlichen Regungen vollkommen vernachlässige, niemals richtig sein könnten. Nur ein in Rechtschaffenheit erworbener Reichtum könne Segen bringen:

> Da nun schon seit langer Zeit erkannt wurde und ausgesprochen ist, daß der Arme kein Recht auf das Eigentum des Reichen hat, möchte ich auch erkannt und ausgesprochen

wissen, daß der Reiche ebensowenig ein Recht auf das Eigentum des Armen (nämlich auf die kalte, erniedrigende Ausnutzung der Arbeitskraft) hat.

Das Buch erregte eine ungeheure Aufregung in England. Nur einer stimmte ihm zu — Thomas Carlyle. Doch Ruskin ließ sich nicht beirren; er suchte seine Landsleute weiter aufzuklären und auch durch die Tat die Richtigkeit seiner Anschauungen zu beweisen. Sein ansehnliches Erbteil, etwa vier Millionen Mark, verwandte er fast ganz für gemeinnützige Zwecke. Allmählich fand er auch Anhänger. Vereine, Schulen, Stiftungen wurden gegründet, um seine Lehren zu verbreiten. Er starb 1900, sein Einfluß wächst jedoch noch stetig.

Ruskin faßt seine nationalökonomischen Forderungen also kurz zusammen:

> Es gibt drei stoffliche, nicht nur nützliche, sondern zum Leben unbedingt notwendige Dinge. Niemand weiß zu leben, bis er sie hat.
>
> Diese heißen: reine Luft, reines Wasser, reine Erde.
>
> Es gibt drei stofflose, nicht nur nützliche, sondern zum Leben unbedingt notwendige Dinge. Niemand weiß zu leben, bis er sie hat.
>
> Diese heißen: Bewunderung, Hoffnung und Liebe.
>
> Bewunderung — das Schöne in sichtbarer Form und das Herrliche im menschlichen Charakter zu erkennen und sich dessen zu freuen.
>
> Hoffnung — durch wirkliche Fürsorge den wirklich besseren Dingen huldigen, ob wir oder andre sie erringen; daraus muß sich ergeben, daß wir aufrichtig und unermüdlich gemäß unsern Anlagen mithelfen müssen, sie zu erlangen.
>
> Liebe — sowohl für unsre Familie als unsre Mitmenschen, aufrichtige und tiefinnige.
>
> Dies sind die hauptsächlich nützlichen Dinge, wozu die Nationalökonomie, wenn sie eine Wissenschaft geworden ist, uns verhelfen muß. Ich will euch kurzgefaßt sagen, was die moderne Nationalökonomie, das große „savoir mourir“ damit tut.

Statt in ländlicher gesunder Luft zu atmen, pferchen sich die Menschen in die Mietskasernen der Großstädte ein, umlagert von einer Wolke Staubes und verderblicher Stickluft. In die Ströme fließen die schmutzigen Abfälle der Fabriken und statt klares, erfrischendes Quellwasser trinken die Einwohner eine

schale, abgestandene Flüssigkeit, die ihnen in giftigen Bleiröhren zugeführt wird. Mit den Grundstücken treiben sie einen schlimmen Handel, auf jeder Großstadt lastet der Fluch des Bodenwuchers.

Darum fehlt den meisten Menschen auch der Sinn für das wahrhaft Große, für das Schlichte und Natürliche. Sie vermögen es nicht einmal zu erkennen, geschweige denn es lieb zu gewinnen. Sie vermögen sich nicht gern und freiwillig einem bedeutenden Menschen unterzuordnen. Es ist unmöglich, sie für eine Sache, die zehn Jahre nichts einbringt, mag sie noch so wichtig und herrlich sein, zu gewinnen. Glücklich sind ihre Armen nicht und ihre Reichen nicht; ihre Reichen sind hochmütig blasiert, ihre Armen stumpfsinnig geworden. —

Die Bestimmung des Geldes liegt nicht darin, es immer mehr anzuhäufen oder es für nichtigen Tand zu verschwenden, sondern es für Leben beschirmende Werke zu verbrauchen:

> Es gibt keinen Reichtum, der nicht zugleich Leben ist — Leben einschließlich der Macht der Liebe, der Freudigkeit und der Begeisterung. Das Land ist das reichste, das die größte Zahl edler und glücklicher Menschen ernährt; der Mensch ist der reichste, der, nachdem er seine eignen Lebenspflichten bis aufs Höchste erfüllt hat, nun auch seinen hilfreichen Einfluß auf das Leben seiner Mitmenschen, sowohl durch seine Persönlichkeit als durch seine Besitzmittel in ausgedehntestem Maße geltend macht.

Und weiter spricht Ruskin zu den Frauen:

> Sie, meine Damen, geben gern den Ton an in der Mode — sehr einverstanden — geben Sie ihn recht bestimmt an — geben Sie ihn an für den weitesten Kreis. Kleiden Sie sich selbst hübsch und achten Sie darauf, daß alle um Sie herum hübsch gekleidet seien. Geben Sie zuerst den Ton an für die Toilette der Armen; sorgen Sie dafür, daß diese kleidsam erscheinen; das wird Sie selbst in einer Art kleiden, von der Sie bisher sich noch nichts haben träumen lassen.

Diese sozialen Sympathie-Gefühle waren ihm auch eine Vorbedingung aller echten Kunst; erst wenn das Land reinlich und die Leute schön geworden, könne sich die Kunst recht entfalten.

Es ist wahr, obschon Ruskin im Ganzen recht hatte, ging er in einzelnen Forderungen mitunter zu weit; die Dampfkraft hätte er gern wieder aus dem modernen Leben verbannt, weil

sie nichts zum Glück der Menschen, wohl aber viel zu ihrer Unterjochung beigetragen habe. Über die Eisenbahn äußert er sich:

> Mit der Eisenbahn fahren sehe ich überhaupt nicht mehr als Reisen an; das ist einfach an einen andern Ort verschickt werden; sehr wenig anders als ein Paket.

Ruskin stammte aus einer puritanischen Familie; eine tiefe Religiosität war ihm eigen, er liebte es, sich in seinen Schriften auf die Bibel zu berufen. Doch lag ihm jeder Dogmatismus fern:

> Ob es einen Gott gibt oder drei — keinen Gott oder zehntausend, — Kinder sollten genug zu essen haben, und ihre Haut sollte rein gewaschen sein. Das Herz jeder Mutter unter der Sonne sagt es, wenn sie eins hat.

Ich darf hier auch nicht verschweigen, Ruskin schrieb zu viel und zu schnell. Darüber hat er selbst geklagt. Wir vermissen in seinen Schriften oft den festen Zusammenhang der einzelnen Teile, und manche Ausführungen sind allzu breit geraten oder wiederholen sich.

Aber er blieb doch trotz dieser Mängel auch als Schriftsteller ein Künstler. Seine hochherzige Persönlichkeit adelte auch seine Sprache und Gedanken. Wie anmutig weiß er uns zum Beispiel von den Feldern zu erzählen:

> Felder! Stelle dir auf wenige Augenblicke vor, an was alles diese Worte uns erinnern sollten. Sie schließen in sich alle Lenzes- und Sommerpracht — das Wandeln auf stillen, duftenden Pfaden — die Ruheplätzchen in der Mittagshitze — die Lust der Herden und der Vogelscharen — die Körperkraft und Sinnigkeit alles ländlichen Lebens — das hienieden lebendig werdende Sonnenlicht, welches auf Smaragdstreifen fällt und als zartblaue Schatten zerfließt, wo es sonst nur dunkle Scholle oder dürren Staub getroffen hätte. Weideland, laufenden Bächlein entlang, sanft ansteigendes Gelände und steile Anhöhen, tymianreiche Dünenabhänge, worüber hochgehoben die blaue Meereslinie lugt, knisternder Rasen vom Frühtau verdunkelt, oder von der Abendwärme des verschleierten Sonnenscheins geglättet, festhaltend die Spuren glückbeflügelter Füße, dämpfend den Tonfall liebender Stimmen — dies alles besagen jene schlichten Worte und noch weit mehr.

Und wie schlicht preist er das Höchste, was ein Mensch hier erlangen kann, den Frieden:

Es gibt zwei Arten ihn zu gewinnen, so Ihr ihn begehrt. Die erste steht ganz und gar in unsrer Macht, — daß Ihr euch Nester freudiger Gedanken baut. Dies sind fürwahr Nester auf den Meereswogen, aber sicherer, weit sicherer als alle andern; nur erfordert es große Kunst, sie zu bauen. Keiner von uns weiß, denn man hat es uns in früher Jugend nicht gelehrt, welche Feenschlösser, unzugänglich jeglichem Mißgeschick, man aus schönen Gedanken aufbauen kann. Phantasiegebilde voller Pracht, beglückende Erinnerungen, seelenvolle Erzählungen, aufrichtige Sprüche, Schatzkammern voll kostbarer und friedsamer Gedanken, welche keine Sorge stören, keine Qual verdüstern, keine Armut uns nehmen kann — Häuser, ohne Hände erbaut, worin unsre Seelen wohnen können.

Und im wirklichen Leben, man glaube mir, muß man zuvörderst trachten, die Ruhe der Weisheit zu erringen und für Behaglichkeit und Schönheit eines Heims zu arbeiten, das wir, wenn wir es erlangen könnten, nicht wieder verlassen möchten. Nicht die Wohnung in einem Mietszinshaus neuester Art, nicht Nummer so und so in der Pariser Straße, sondern eine Hütte, ganz und gar unser eigen, mit einem Gärtchen, einer schönen Aussicht, ländlicher Umgebung, nachbarlichem Strome, gesunder Luft, reinlicher Küche und freundlichem Wohn- und Schlafzimmer. Niemand sollte sich mit weniger als solch einem Heim begnügen; mehr als dies sollten wenige suchen.

Zusammenstellung der Beispiele.

Ich gebe jetzt noch eine Übersicht der besprochenen Beispiele.

Beispiel fürs Schöpferische überhaupt.

Reuleaux.

Beispiele fürs Einzigartige.

a. verneinend.

Farblos.

Gellert.

Bodenstedt.

Schroff.
Stirner.

Niedrig-gemein.
Mirbeau.

b. bejahend.
Droste-Hülshoff.
Raabe.
Liebig.
Buckle.
Wagner.

Beispiele fürs Notwendige.

a. verneinend.

Widernatürlich.
Hoffmannswaldau.
Clauren.
Annunzio.

Überflüssig.
Ambrosius.
Seidel.
Schlenther.

b. bejahend.

Natürlich.
Mörike.
Brinckman.
Lorm.

Befreiend, Beschwichtigend.
Laistner.
Schreber.
Lahmann.
Ziegelroth.

Beispiele fürs Kraftvolle.

a. verneinend.

Schwächlich.
Hirschfeld.
Ohnet.
Strauß.

Masslos.

Lenz.
Herwegh.
Pobedonoszew.

b. bejahend.

Bürger.
François.
Sealsfield.
Kunhardt.
Schröder.

Beispiele fürs Zukunftsreiche.

a. verneinend.

Unfruchtbar.

Leßmann.
Ebers.
Rubinstein.

Utopisch.

Laßwitz.

b. bejahend.

Multatuli.
Carpenter.
Key.
Mayer.

Beispiele fürs Verklärende.

a. verneinend.

Trostlos.

Janitschek.
Machiavelli.
Loti.

Schwärmerisch.

Petersen.
Dumas.

b. bejahend.

Fischer.
Humboldt.
Meysenbug.
Ruskin.

Die Beziehungen der Haupteigenschaften untereinander. Und jetzt erst, nachdem wir uns auch auf das Verklärende besonnen, verstehen wir das Geistig-Schöpferische recht; erst durch die Gesamtheit der fünf Haupteigenschaften erfährt das Ideal seine volle Bedeutung. Nicht alles Einzigartige ist ideal, sondern nur das, was zugleich notwendig, kraftvoll, zukunftsreich und verklärend wirkt. Nicht alles Notwendige ist ideal, sondern nur das, was zugleich einzigartig, kraftvoll, zukunftsreich und verklärend wirkt. Das Gleiche gilt auch vom Kraftvollen, Zukunftsreichen und Verklärenden. Und weiter: Einzigartig sein im höheren Sinne heißt Eigenart haben und Eigenart in Andern hervorrufen, heißt notwendig sein und Andre zu Notwendigen adeln, heißt kraftvoll sein und Andern zur Kraft verhelfen, heißt zukunftsreich sein und in Andern das Zukunftsreiche steigern, heißt verklärend sein und in Andern den Trieb nach Verklärung erwecken. Geistig-schöpferisch sein heißt, die eigne schöpferische Anlage betätigen und die schöpferische Anlage in Andern befreien.

Das Schöpferische bildet keine bloße Summe der fünf Haupteigenschaften, sondern eine lebensvolle Einheit. Gleichwie ein Akkord mehr ist als die bloße Summe seiner Teiltöne, so kommt auch beim Schöpferischen noch eine Gesamtwirkung hinzu, worin alle fünf Eigenschaften sich unteilbar verschmelzen.

Die fünf betrachteten Haupteigenschaften sind ferner erschöpfend; weitere wesentliche Kennzeichen lassen sich am Idealen nicht nachweisen. Wir fanden, schöpferisch sein bedeutet geistig lebendig sein im gesteigerten Sinne. Neben den beiden allgemeinen Merkmalen, die allem selbständig Bestehenden, zum Beispiel auch jedem einzelnen Steine, zukommen, neben der Einzigartigkeit und der Notwendigkeit, teilt das Schöpferische die dem Leben noch außerdem eigentümlichen Grundmerkmale. Solcher Merkmale gibt es aber nur drei. Was wir Leben nennen, besitzt erstens den Selbsterhaltungstrieb, das ist die Kraft, sich durch Nahrung zu erhalten und zu wachsen, vertreten im Schöpferischen durch die Grundeigenschaft des Kraftvollen; besitzt zweitens den Miterhaltungstrieb, auch Zeugungstrieb genannt, vertreten im Schöpferischen durch die Grundeigenschaft des Zukunftsreichen; besitzt schließlich drittens das Gefühl von Lust und Schmerz, vertreten im Schöpferischen durch die Grundeigenschaft des Verklärenden.

Fritz Mauthner, dessen Sprachkritik ich bereits erwähnte, nimmt gleich mir fünf Hauptrichtungen, die das menschliche

Leben bestimmen, an: Eitelkeit, Zufall, Hunger, Liebe und Ermüdung. Mauthner ist Zweifler und Pessimist. Und so mag es mir hier noch gestattet sein, seine Erkenntnis im lebensbejahenden Sinne auszudeuten.

Wir Menschen sind eitel, so lange wir nicht den Mut haben, wir selbst zu sein; so lange wir uns verstellen; so lange wir nicht zur Einzigartigkeit durchgedrungen sind. Die Eitelkeit ist nichts anderes als Furcht vor uns selbst und vor den Andern. Eigenart ist erlöste Eitelkeit.

Mauthner glaubt allerdings an eine Notwendigkeit innerhalb des Geschehens. Der Anfang des Geschehens ist indessen nach ihm zufällig. Zufällig ist es, daß der Mensch gerade die bekannten fünf Sinne besitzt; sein Organismus hätte sich auch anders entwickeln können. Des Menschen Sinne sind Zufallssinne. Wir aber nehmen diese Sinne für Notwendigkeiten. Auch bei ihrer Wahl und Entstehung machte sich der schöpferische Drang geltend.

Vom Hunger wissen wir, er kann zerstören und er kann beleben. Der belebende Hunger oder, wie ich ihn auch nennen könnte, die Sehnsucht nach Vervollkommnung, ist die Quelle aller Kraft und alles Gedeihens. Kraftvoll sein und wachsen heißt so auch immer: Hunger haben.

Die Qual der Liebe, die nimmer ausbleibt, wenn die Sinne allein gebieten, wird im Schöpferischen zur Wonne des Zukunftsreichen.

Und schließlich geht die Ermüdung des Zweiflers, des Verzichtenden für den, der das Leben bejaht, in beruhigende Verklärung über. —

Mannigfaltig sind die Beziehungen zwischen den Haupteigenschaften, zahlreiche Übergänge und Zwischenstufen können auftreten.

Die Verwandtschaft der bejahenden Eigenschaften bedingt auch eine Zusammengehörigkeit der verneinenden Forderungen, die besagen: So soll ein Buch nicht sein. Das Unfruchtbare kann sich so dem Schwächlichen und Überflüssigen, oder das Widernatürliche dem Maßlosen fast bis zur Gleichheit annähern.

Bemerkungen über Titel, Sprache, Einband von Meisterschriftwerken. Das Schöpferische wird sich auch am Titel und an der äußeren Gestaltung eines Buches kund tun. Bei einem Meisterwerke wird der Titel zum Haupt- und Leit-Gedanken, der auf jeder Seite durchklingt und sich stetig

reicher entfaltet. Auch die Sprache, die Anordnung des Stoffes erfordert Sinn für Ebenmaß, für jenen unerklärlichen Reiz der Darstellung, der den Leser sogleich vom ersten Worte an wohltuend berührt und seine Aufmerksamkeit stetig steigert. Und schließlich muß ein gutes Buch auf gutem Papier klar und groß gedruckt und dauerhaft eingebunden sein, soll es seine Bestimmung ganz erfüllen. —

Ich meine, in diesen Blättern offenbart sich eine hohe Achtung vor dem schöpferischen Schrifttum, vor den Meisterbüchern. Meisterbücher sind lebensvolle und lebenerweckende Bücher. Sie ergreifen uns mit der starken Innigkeit ihres Wesens, sie entzücken uns durch ihre schöpferische Leichtigkeit, der wir die mühevolle Arbeit nicht mehr anmerken, sie mahnen uns, nicht in trockner, kalter, philisterhafter Weise, sondern in jener freundlichen Meisterart, die alles selbst schon erreichte, was sie von Andern verlangt: Werdet reif und besonnen, werdet still und heiter! Meisterbücher sind frohe Botschaften von der Überwindung, von der Veredelung des Leides.

Es gibt aber auch Bücher zum Tode, Bücher, worin das Überflüssige, oft auch das Morsche, Vergiftende sich breit macht. Wir müssen uns entschließen, diese gewaltige, todbringende Macht, die im Schrifttum sich verbirgt, niederzuringen. Das kann wirkungsvoll durch Verbote von Behörden nicht geschehen, sondern nur durch Aufklärung, durch Anregung der Selbstbesinnung, durch Hinweis auf geistig-schöpferische Werke.

Wir dürfen indessen die Literatur auch nicht überschätzen. Alle Literatur gleicht nur einem unvollkommenen Spiegel der schöpferischen Macht im Menschen; diese Macht spiegelt sich auch in schweigsamer Selbstveredelung, im schlichten Heldentum, in stiller Erkenntnis wieder, auch dann müssen wir sie achten. Obschon also das Buch nicht der einzige Stellvertreter des Schöpferischen ist, so wurde es doch allmählich der beste und gewaltigste, für den es heutzutage gar keinen ebenbürtigen Ersatz gibt.

Ich bin mir recht wohl bewußt, was ich gebe, ist nur der Anfang einer neuen Literaturwissenschaft. Die von mir erschlossenen fünf Grundeigenschaften bedürfen einer immer klarer werdenden Bestimmtheit, eines immer tiefer werdenden psychologischen Gehaltes. Wir brauchen nicht zu befürchten, dabei in öden Schematismus zu geraten. Denn diese fünf Grundeigenschaften sind ja nichts anderes als die Hauptrichtungen unseres Lebens selbst. Wo immer wir ein Gebiet mehr aufhellen wollen, müssen wir auch eine Ordnung haben, nach der

wir vorgehen, sonst gelangen wir bald auf Abwege. Wir müssen uns nur hüten, das Schöpferische zu mißbrauchen, es zu einem Schlagworte zu erniedrigen.

Zwei Ausblicke. Zum Schluß möchte ich dem Leser noch zwei Ausblicke auf zwei Gebiete, die ich vielleicht in einem noch folgenden Bande näher betrachten werde, eröffnen.

Mit dem Wesen des Meisterbuches, sagte ich in der Einführung, ist das Wesen der Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst gegeben. Für diese drei Bereiche gibt es zahlreiche Erklärungen, ich gebe hier meine ohne weitere Bemerkungen.

Sittlichkeit nenne ich die geistig-schöpferische Tätigkeit, worin die Grundeigenschaften des Einzigartigen und Kraftvollen vorherrschen.

Wissenschaft nenne ich die geistig-schöpferische Tätigkeit, worin die Grundeigenschaften des Notwendigen und Zukunftsreichen vorherrschen.

Kunst nenne ich die geistig-schöpferische Tätigkeit, worin die Grundeigenschaft des Verklärenden vorherrscht.

Zum andern möchte ich noch kurz darauf hinweisen, wie wir uns dem Schöpferischen gegenüber, mag es uns nun im Buche oder in anderer Gestalt entgegentreten, verhalten sollen. Das Schöpferische entstammt einer Welt schmerzlicher Wonne. Und wenn ich das, was ihm gebührt, in einem Worte zusammenfassen soll, so nenne ich es: Liebesglaube. Es ist die dankbare Liebe, jene leidenschaftlich-besonnene Ergriffenheit, die nicht eher ruht, als bis sie selbst schöpferisch geworden, es ist der Glaube, den alle Widerstände nur reicher und herrlicher machen.

III.

Gedanken über eine deutsche Meisterschule zur Erforschung des Schöpferischen.

Wer meiner Betrachtung bis hierher aufmerksam folgte und mir in den Hauptfragen zustimmte, der wird nun, so viel er vermag, dazu helfen, eine bessere Literatur heraufzuführen. Sollen indessen die Bemühungen der Einzelnen die rechte Wirkung tun, so müssen sie die rechte Einigung, die rechte Leitung finden. Dies geschieht am besten nach meinem Urteil durch Begründung einer **deutschen Meisterschule zur Erforschung des Schöpferischen.**

Auch in anderen Ländern würde die Begründung von Meisterschulen viel beitragen, die Gesittung und Wohlfahrt zu mehren. Doch glaube ich, zur Zeit ist das deutsche Reich der beste Boden dafür. Die allgemeine Schulung ist hier so weit vorgeschritten, daß die Meisterschule nur einen Ausbau, nur eine Krönung der bestehenden Zustände bedeuten würde.

Aufgabe: Die Meisterschule soll, um es bündig auszudrücken, das geistig-schöpferische Leben, das da noch im deutschen Volke schlummert, aufwecken, und, was schon wach ist, steigern und siegreich machen. Notwendig mag es in unsern Zeiten sein, Heere von Millionen zu bewaffnen und Flotten zu bauen, notwendiger ist es, das Schöpferische zu pflegen; denn in dem Maße, wie dies geschieht, wird der rohe, unwürdige Krieg in einen Wettstreit verwandelt, wo sich nicht mehr Feinde gegenüberstehen, sondern wo es nur noch stärkere und schwächere Naturen gibt, wo alle sich um die gleiche Aufgabe bemühen. Notwendig ist es, die Volksgesundheit zu heben, notwendiger noch, das Schöpferische zu fördern; denn es bringt die Heilkunde in

innigen Zusammenhang mit den anderen Bereichen des Lebens und verleiht ihr so erst den wahren Wert. Notwendig ist es, die Schulen zu vermehren, aber aller Erziehung, aller Unterweisung Ziel muß doch das Schöpferische bilden, jenes Wissen, das zugleich beglückendes Leben ist.

Was heute an guter Kraft im deutschen Volke waltet, es stammt vom Schöpferischen; es gilt jetzt diesen Trieb, wie er sich besonders im Buche offenbart, planvoll von seinen Hemmungen zu befreien, es gilt für seine Bedeutung im Volke die richtige Empfindung hervorzurufen; es gilt immer mehr zu sichten und alles Überflüssige aus der Literatur zu entfernen, es gilt das Höhere klar für alle zu kennzeichnen.

Hierzu müssen Fürsten und Völker Deutschlands sich vereinigen. Wenn das deutsche Volk jährlich Hunderte von Millionen für Heer und Flotte ausgibt, wenn es jährlich viele Millionen für Tand und Flitter und Milliarden für den vergiftenden Alkohol übrig hat, so wird es doch wohl einige Millionen für eine Meister-Bildungsstätte aufbringen können. Besser und fruchtbringender als für die Meisterschule kann Geld gewiß nicht angelegt werden.

Stellung zum Staat. Die Meisterschule wird keine Staats-Anstalt im gewöhnlichen Sinne sein. Ihr Wirkungsgebiet reicht weit über das Staatliche hinaus; sie sieht in dem einzelnen Menschen nicht zuerst den Staatsbürger, sondern die zu schöpferischem Leben berufene Persönlichkeit. Eine Forschung, wie sie die Meisterschule vertritt, bedarf daher keiner staatlichen Überwachung, sie trägt die Gewähr in sich selbst, nicht zu schaden, sie wird jede fruchtbare Richtung zu pflegen versuchen, sie wird über den Parteien stehen, sie wird eine treue, gute Beraterin des ganzen Deutschlands, seiner Völker und seiner Fürsten, sein.

Die Meisterschule tritt also dem Kaiser, dem Bundesrat und dem Reichstag völlig selbstherrlich zur Seite. Sie hat keine ausübende Gewalt, sie gibt nur Ratschläge, über deren Befolgung sie sich mit dem Bundesrat und dem Reichstag verständigt.

Einrichtung. Zu umständlich und zu frühzeitig wäre es, hier schon auf Einzelheiten einzugehen. Hat das deutsche Volk den festen Willen, meinen Vorschlag zu beachten, so wird sich

alles Besondre schon ordnen. Nur in großen Zügen will ich jetzt daher die Einrichtung der Meisterschule schildern.

Ihren zwei Hauptarbeitsgebieten gemäß wird die Meisterschule eine „Wahrstätte" und eine „Lehrstätte" enthalten.

Die Wahrstätte — den Ausdruck „Wahr-" leite ich hier von wahren, hüten, nämlich das Schöpferische im Leben und in der Forschung, ab — wird sich hauptsächlich mit der planmäßigen Ergründung des Schöpferischen auf den wichtigsten Gebieten beschäftigen.

Die Wahrstätte besitzt drei Abteilungen.

I. Vorbereitende Abteilung. In ihr werden die Hauptrichtungen der Philosophie — Erkenntnistheorie, Psychologie, Ethik und Ästhetik — einer lebensvollen Kritik unterzogen und der wichtige Zusammenhang zwischen Philosophie, Literatur und Leben aufgezeigt.

Von den zwei anderen Abteilungen wird die eine den vorhandenen Stoff aus der Vergangenheit sichten und bearbeiten; die andere wird sich der Erforschung des Schöpferischen in der Gegenwart widmen. Ich will diese Abteilungen

II. Geschichtliche Abteilung.

III. Abteilung für die Gegenwart.

nennen.

Naturgemäß werden die drei Abteilungen nicht streng voneinander geschieden sein, sondern oft mit einander in Verbindung treten und sich bei der Arbeit gegenseitig ergänzen.

Eine solche Meisterforschung wird ihre eignen Arbeitsweisen erst suchen müssen; heute läßt sich noch nicht viel darüber sagen. Das Folgende möge nur zu einer vorläufigen Übersicht dienen. Ich wies bereits nach, jedes Buch ist nur der notdürftige Stellvertreter einer lebendigen Persönlichkeit, ist dieser gegenüber eine Größe zweiter Ordnung. Daraus folgt, die Hauptwirkung einer Persönlichkeit verschwindet auch mit ihrem Leben. Das erscheint im ersten Augenblick befremdend, da oft die Werke eines Menschen erst nach seinem Tode recht gewürdigt werden und größere Verbreitung finden, indessen können solche Nachwirkungen wohl an Breite wachsen, sie können mehr Menschen beeinflussen, aber den einzelnen Menschen nie so tief und stark wie die lebendige Persönlichkeit selbst. Das Schicksal fast jedes bedeutenden Menschen bestätigt es, er fand schon zu seinen Lebzeiten liebevolles Verständnis, obschon vielleicht nur bei wenigen Freunden. Mag ein Schaffender immerhin in manchen Einsichten seiner Zeit

voraus sein, als vorbildliche Persönlichkeit wird er von Zeitgenossen immer am besten begriffen werden, und nicht erst von der Nachwelt.

Es bleibt also wohl dabei: Wichtiger für die Ergründung des Schöpferischen als alle Werke sind die lebendigen Persönlichkeiten, von denen diese Werke ausgingen.

Hiernach wird sich die **Geschichtliche Abteilung** der Wahrstätte nur mit dem Allerwichtigsten aus der Vergangenheit beschäftigen. Sie wird nicht, wie das bisher so oft geschah, die Lebenden den Toten zu Liebe vergessen. Sie wird immer eingedenk bleiben, was an schöpferischer Kraft die Toten unsrer Generation vererben konnten, das wirkt ja doch schon zum großen Teil in den Lebenden selbst. Es bedarf nicht immer wieder von Neuem des fruchtlosen Herumsuchens in vergangenen Zeiten und der Auffrischung verstaubter Urkunden. Das Endziel wissenschaftlicher Arbeit kann doch nicht allein in der individuellen Befriedigung irgendeines weltfremden Gelehrten bestehen, sondern nur in einer tüchtigen Leistung für das Leben des Volkes.

Das Wenige, was die Geschichtliche Abteilung zur Bearbeitung auserwählt, muß nun aber auch wirklich der Gegenwart zu gute kommen. Frage ich heute Jemand zum Beispiel, was er von Schiller fürs Leben gelernt hat, so wird er verlegen schweigen, ein Andrer wird lachen und antworten: Nichts oder sehr wenig. Ein Dritter wird sich vielleicht in unklaren Worten über Freiheit und Ideal ergehen. Kurz, wie die meisten von uns Schiller kennen lernen, besonders in der Schule, ist er für ihr Leben fast ohne Bedeutung, wir erinnern uns nur mit einem Gruseln der Zeiten, wo wir das Lied von der Glocke auswendig lernen mußten.

Wenn ich die Forderung aufstelle, wir sollen von jedem Schriftsteller, den wir lesen, etwas für unser Leben bewahren, so sehe ich dabei nicht nur auf den handgreiflichen Nutzen, aber irgendwelche klar zu bestimmende Erfahrungen werde ich doch von Schiller mit auf meinen Lebensweg nehmen müssen, soll meine Beschäftigung mit ihm Sinn haben. Heutzutage trägt unser Lesen zu wenig Früchte; es liegt dies nicht allein an dem Leser, es liegt dies hauptsächlich an der Art, wie uns der Literaturstoff geboten wird. Ihm fehlt die rechte psychologische Bearbeitung, ihm fehlt der feste Zusammenhang und die innige Beziehung auf unsre Gegenwart und unsre Zukunft. Hier und da wird fleißig an ihm gearbeitet, aber ohne große grundlegende Normen, die aller Arbeit ein gemeinsames Ziel

zum Leben hin geben. Selbst in größeren Lebensbeschreibungen wird mehr Tatsächliches angegeben, als gezeigt, wie es dazu kam. Die Wahrstätte wird dafür sorgen, daß wir uns, was ein vorbildlicher Mensch der Gegenwart lehren kann, auch wirklich anzueignen imstande sind. Sie wird vor allem ihre Aufgabe klar zu begrenzen, zu bestimmen versuchen und diese dann planmäßig, das Wichtigste voran, erledigen.

Und nicht die Entwicklung von Dichtern allein, auch die Erfahrungen von Naturforschern wie Alexander von Humboldt, von Lehrern wie Friedrich Fröbel, von Sozialpolitikern wie Henry Carey, sollen eingehend psychologisch untersucht werden. An Belägen, Briefwechseln, Tagebüchern wird es nicht fehlen. Wir müssen danach streben, den Weg, den die schöpferische Begabung solcher Männer nahm, ganz klar vor uns zu sehen.

Manche von den bedeutenden Männern waren allerdings Lehrer. Von der Entwicklung ihres schöpferischen Vermögens konnten sie jedoch ihren Jüngern wenig mitteilen. Oft achten solche Männer selbst nicht darauf, oder wenn sie mit ihren Jüngern davon reden, so geschieht es doch nur in gelegentlichen Bemerkungen, es fehlt eben der rechte Zusammenhang.

Eine solche Literaturbetrachtung bedarf natürlich einer langsamen, sorgfältigen Vorbereitung, angebahnt aber sollte sie schon jetzt werden.

Manches bereits abgeschlossene Leben kann so noch sehr wichtig für uns werden; aber noch mehr neue wertvolle Anregungen werden wir durch die Beschäftigung mit unsrer eignen Zeit empfangen. Diese Aufgabe wird die **Abteilung für die Gegenwart** zu lösen versuchen. Die Meisterschule soll keine literarische Anstalt sein, sondern eine Führerin zum höheren Leben. Sie soll an den Menschen selbst Versuche vornehmen oder doch leiten, um das Schöpferische zu ergründen, zu fördern. Sie soll die Erzeugung und den Verbrauch wahrhafter geistiger Werte, die zugleich alle andern Werte einschließen, einheitlicher, planmäßiger als bisher gestalten helfen. Sie soll der Vergeudung von Intelligenz für unfruchtbare Aufgaben Einhalt tun. Alles Wichtige, was zu unserm Leben gehört, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Landwirtschaft, Industrie, Handwerk, Handel und Verkehr darf von ihr neue heilsame Antriebe erwarten.

Die Meisterschule würde außerdem jeden bedeutenden Menschen daran erinnern, wie wichtig es für ihn selbst und für sein Volk ist, sich Rechenschaft über sein Werden zu geben.

Er würde so, angeregt durch die Wahrstätte, ein Selbstbekenntnis, daran er sein ganzes Leben hindurch arbeiten müßte, verfassen. Er müßte seine besondere Art, zu arbeiten, Werte zu finden und zu verbinden, darin aufzeigen, er müßte zeigen, welche Erzieher, welche Bücher ihn beeinflußten und wie er zu seinen Erfolgen kam. Solch Buch wäre dann das beste Erbe, das er uns hinterlassen könnte. In dem Maße, wie die psychologisch-schöpferische Schulung sich verbreitet, in dem Maße würden solche Selbstbekenntnisse auch wertvoller für andre.

Eng verbunden mit der Wahrstätte ist **die Lehrstätte** der Meisterschule. Sie erhält drei entsprechende Abteilungen.

I. Vorbereitende Abteilung. Hier werden die grundlegenden philosophischen und literarischen Kenntnisse erworben. Erkenntnistheorie, Psychologie, Ethik und Ästhetik werden getrieben und deren Anwendung auf Leben und Literatur gezeigt.

Die zwei andern Abteilungen sind:

II. Geschichtliche Abteilung.

III. Abteilung für die Gegenwart.

Die Lehrstätte soll keine Zuchtanstalt für Genies werden; alles Schöpferische umgibt etwas Geheimnisvolles, das nicht gelehrt, nicht erworben werden kann, sondern angeboren sein muß. Vieles daran läßt sich aber aufklären. Die Lehrstätte soll diese Klarheit verbreiten. Wir wollen nicht nur Talente, wir wollen Talente auf dem rechten Wege. Wir wollen die Talente durchaus nicht bevormunden, wir wollen ihnen nur die Mühe erleichtern, ihre eignen Wege mit Erfolg einzuschlagen. Die Lehrstätte soll auch namentlich dem werdenden Kritiker eine gediegene Grundlage für seinen Beruf geben. Ich vermisse in den modernen Literaturberichten oft eine klare gesunde Norm des Urteilens. So viel wird da geredet ohne Notwendigkeit und ohne Einfalt. Die Mehrzahl weiß es gar nicht, auch Kritik ist eine Kunst und erfordert besondre Begabung. Dieses Bewußtsein von der Würde und von der Schwere aller echten Kritik soll eben die Meisterschule mitverbreiten helfen.

Wahrstätte und Lehrstätte werden einander ergänzen. Zwar wird auch die Wahrstätte „lehren“ in einem weiteren Sinne, aber es handelt sich bei ihr doch hauptsächlich um ein Suchen, ein Forschen nach neuen hoffnungsvollen Wegen für das Schöpferische. Die Lehrstätte wird diese Ergebnisse beim Unterrichte verwerten, und ihre Erfahrungen kommen dann wieder der Wahrstätte zu gute.

Soll die Arbeit der Meisterschule wahrhaft fruchtbringend sein, so darf sich ihr Verkehr und ihre Unterweisung, wie sie in der Lehrstätte geschieht, nicht aufs Mündliche beschränken. Die beiden Stätten müssen vielmehr gute Gelegenheit haben, ihre Ergebnisse auch einem größeren Kreise mitzuteilen; ihnen wird daher eine Verlagsbuchhandlung beigeordnet, die Berichte, Zeitschriften und Bücher herausgibt.

Meisterrat. Die Leitung der Meisterschule übernimmt der Meisterrat. Er besteht aus sieben Mitgliedern, einem Hochmeister, dem Führer der ganzen Meisterschule, und den sechs Abteilungsvorsitzenden der Wahrstätte und der Lehrstätte.

Der erste Meisterrat wird vom Bundesrat und Reichstag gemeinsam berufen und zugleich damit ihm eine jährliche Summe überwiesen, worüber er freie Verfügung erhält. Bei der Berufung in den Meisterrat soll nicht auf Rang und Titel gesehen werden, auch nicht auf einseitig wissenschaftliche Befähigung, sondern mehr auf schöpferische Begabung. Wer an der Meisterschule beschäftigt sein will, muß eine frische, gesunde, vorbildliche Persönlichkeit in Allem, was das Leben angeht, sein.

Ist der Meisterrat einmal vollzählig, so ordnet er alles Andre völlig selbstherrlich; dem Bundesrat und Reichstag steht nur das Recht zu, Anträge des Meisterrates abzulehnen.

Der Meisterrat wählt sich seinen Hochmeister selbst, er bestimmt die Anzahl der Mitglieder in den einzelnen Abteilungen, er darf Stiftungsgelder annehmen und nach Wunsch verwenden; er muß alle Ratschläge, die von der Meisterschule ausgehen, bestätigen, er vertritt die Meisterschule gegenüber den deutschen Fürsten und Völkern und dem Auslande.

Der Meisterrat bildet zusammen mit den sämtlichen Mitgliedern der einzelnen Abteilungen die große Meisterrats-Versammlung; sie erörtert zuerst alle Vorschläge, die der Meisterrat dann an Fürsten, Landtage usw. gelangen läßt.

Alle zwei Jahre scheiden aus dem Meisterrate drei Mitglieder, unter ihnen stets der Hochmeister, aus und werden von der großen Meisterratsversammlung neu gewählt; der so gebildete Meisterrat ernennt sich dann wieder seinen Hochmeister.

Um Einseitigkeit zu vermeiden, wechseln die Mitglieder von Zeit zu Zeit mit ihrer Tätigkeit ab. Wer in der Wahrstätte gearbeitet, übernimmt ein Lehramt, und umgekehrt, wer

in der Lehrstätte beschäftigt war, wird an die Wahrstätte berufen.

In den Meisterrat können nur Männer, die das 35. Jahr überschritten haben, gelangen. Alle andern Ämter stehen auch Frauen frei; einige Frauen müssen sogar in der großen Meisterratsversammlung Sitz und Stimme erhalten.

Jüngerschaft. Zur Jüngerschaft der Meisterschule werden beide Geschlechter zugelassen. Die Meisterschule wird nicht einseitig wissenschaftlich verfahren, sie wird auch dem Willen und dem Gemüt ihre Aufmerksamkeit schenken, sie wird die ganze menschliche Natur berücksichtigen, sie wird Geist und Körper stählen.

Die Meisterschule wird zwar mittelbar auch auf die Kindererziehung einen läuternden Einfluß ausüben, in ihrer Lehrstätte finden jedoch nur Erwachsene Aufnahme. Der Eintritt ist an gewisse Leistungen gebunden, die der Meisterrat bestimmt; eingehende Kenntnisse werden nicht erwartet, wohl aber muß der Bewerber regen Sinn fürs Schöpferische bekunden. Durch klar gefaßte, vorbereitende Bücher wird das Folgen beim Unterricht erleichtert. Teilnehmer daran können Alle, auch ältere Leute, werden, die ihre Bildung gründlicher gestalten wollen.

In der Lehrstätte wird Gelegenheit geboten, sich eingehend mit einem Gebiet zu beschäftigen; daneben werden aber auch kurze, in sich abgeschlossene Unterrichtskurse durchgeführt. Wer auch nur ein halbes Jahr die Meisterschule besucht, soll etwas Ganzes, eine bestimmte Saat fürs Leben mitnehmen.

Gut wäre es, wenn der Unterricht ohne Entgelt erteilt würde; ob sich das ermöglichen läßt, wird sich später zeigen.

Verkehr mit den Hochschulen und den anderen Bildungsanstalten. Die Meisterschule kann wohl die Erforschung und Anregung des deutschen schöpferischen Geistes einleiten, es wäre aber verkehrt, wenn sie die weitere gewaltige Arbeit allein auf sich nehmen wollte; sie soll vielmehr hierfür die Universitäten, die Hochschulen und die anderen Bildungsstätten heranziehen. Sie wird ihnen neue große, gemeinsame Aufgaben stellen und von ihnen Anregungen empfangen; sie wird die Arbeiten der Universitäten nicht stören, sie wird sie nur noch fruchtbringender als bisher zu gestalten versuchen. Sie wird darauf dringen, Alles, was der Prüfung wert ist, auch zu prüfen, woher es auch stammen möge. Sie wird auf die Lücken hin-

deuten, die in zahlreichen Gebieten noch vorhanden sind, sie wird auffordern, die Lücken, darunter die wichtigsten zuerst, planmäßig auszufüllen. Das Alles muß ohne den leisesten Zwang geschehen. Die Meisterschule wird sich immer nur und immer wieder an die gesunde Selbstbesinnung der Mitarbeiter wenden. Sie wird so die Akademien und Hochschulen fester vereinigen als bisher und die überragende Anstalt werden, die in Deutschland noch fehlt.

Und ferner wird die Meisterschule eine Mittlerin zwischen Hochschule und Volksschule sein. Heute stehen sich Universität und Volk zu fremd gegenüber. Die einzelnen Zweige der Wissenschaft, außer etwa der Naturforschung und der Heilkunde, leisten zu wenig für das Volk. Es sieht in den Gelehrten nicht seine Führer, sondern nur die Reichen, die sich den Luxus einer vorwiegend geistigen Beschäftigung gestatten können. Die Meisterschule wird den Gelehrten immer mehr zu dem machen, was er sein soll, nämlich zu einem geistigen Befreier des Volkes. In der Wahrstätte wird mit besondrer Sorgfalt darauf geachtet werden, daß Alles, was als bewährt befunden, auch bald dem Volke verständnisvoll mitgeteilt wird. Kann auch nicht Jeder persönlich an der schöpferischen Forschung mitwirken, so soll er doch die feste Überzeugung erhalten: Was dort an der Meisterschule und den Hochschulen getrieben und gewonnen wird, es wird auch mich mittelbar fördern.

Heimatsort. Wohin die Meisterschule kommt, bestimmt der Bundesrat und der Reichstag. Über die Schwierigkeiten der Gründung mache ich mir keine Illusionen. Ich kann nur eins raten: zu beginnen, wenn auch in noch so geringem Umfange. Gut wäre es, wenn zunächst ein kleinerer Bundesstaat einen Versuch machte. Ich halte zur Zeit eine der Hansastädte für den besten Platz. Keine davon besitzt eine Universität oder technische Hochschule. Auch wäre die Meisterschule ein gutes Gegengewicht gegen die vorherrschend kaufmännische Lebensbetrachtung der meisten Hanseaten. Die Hanseatische Meisterschule würde zunächst innerhalb des Rahmens der gegebenen Verfassung gegründet werden. Sie würde einmal Arbeiten, wie ich sie vorher kennzeichnete, aufnehmen; dann aber auch einflußreiche Persönlichkeiten und Volkskreise über den Wert einer allgemeinen deutschen Meisterschule aufklären und so deren Gründung vorbereiten.

Die Verlegung der Meisterschule in eine schon bestehende

Stadt würde jedoch nur vorläufig erfolgen, um mit dem Unternehmen überhaupt erst einmal zu beginnen. Die spätere Gründung einer eigenen Ortschaft als Heim der Meisterschule halte ich für unerläßlich. Diese neue Stadt, etwa in der Mitte von Deutschland gelegen, mit guten Verkehrsverbindungen versehen, müßte selbst ein Meisterwerk werden, sie müßte sich als eine der Gartenstädte, wie sie von Theodor Fritzsch und Ebenezer Howard geplant sind, erheben. Hier könnte das deutsche Volk wirklich einmal sein schöpferisches Vermögen in umfassender großartiger Weise betätigen.

Manchem wird dieser Vorschlag phantastisch erscheinen. Wenn jedoch zum Beispiel eigens für die deutsche Marine die Ortschaft Wilhelmshafen gegründet wurde, warum sollten nicht die Mittel für den Bau einer geistigen Hafenstadt, darin wir unsre kostbarsten Güter bergen, aufzubringen sein? Es gilt nur, sich erst einmal mit diesem Gedanken recht vertraut zu machen, dann wird er auch als richtig und seine Ausführung als durchaus möglich erkannt werden.

Wirkung. Gelingt es, die Meisterschule zu begründen, so werden fortan weniger Bücher und bessere Bücher geschrieben werden. Aber es handelt sich hier nicht um die Literatur allein. Ist das Buch auch nicht das einzige Mittel, schöpferisches Leben zu verbreiten, so ist es doch das gewaltigste. Bücher sind Mächte zum Aufgang und zum Niedergang, zum Wahnsinn und zur geistigen Reife. Wir müssen uns entscheiden: Sollen diese gewaltigen Mächte planlos auf das deutsche Volk weiter wirken oder nicht? Mit einzelnen wohlgemeinten Ratschlägen und Einrichtungen läßt sich keine Läuterung der Literatur erzielen, es kann das nur durch eine langsame, umfassende Aufklärung des ganzen Volkes geschehen. Das ganze Volk muß in den Machtkreis der Meisterschule gezogen werden und wiederum von sich aus die Meisterschule beeinflussen; ihm sollen aber hierdurch nicht mehr Wissenslasten aufgebürdet werden, sondern es soll besser lernen als bisher und Wichtigeres.

Wenn ich hier für die Förderung des Geistig-Schöpferischen eintrete, so umfaßt das natürlich auch die Steigerung unseres körperlichen Wohlbefindens. Schöpferisch kann ein Mensch nur in rechter Weise sein, wenn er geistige und körperliche Gesundheit besitzt. Heute vergeuden die meisten Menschen ihren Besitz an Lebenswohlgefühl schon in jungen Jahren; viele durch eigne Schuld, andere gezwungen durch ihren Beruf. Gesund an

Körper und Geist! das wird das erste und wichtigste aller Leitmotive sein, die von der Meisterschule ins Volk dringen sollen.

Ein so erzogenes Volk wird seine Art lieb behalten, es wird den andern Völkern dauernde Achtung für sein Wollen und Bedürfen abringen.

Deutschland ist von Natur im Vergleich zu Frankreich, England, Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika kein reiches Land; es kann seine Stellung unter den Nationen in Zukunft nur durch Erhöhung seiner Intelligenz bewahren; es kann sie nur bewahren, indem es seine Macht und sein Geld einzig für wahrhaft heilsame Zwecke verwendet. Darum bitte ich, meinen Vorschlag zu prüfen. Gilt es doch, in der Meisterschule uns eine starke Schutzwehr gegen alle Verflachung und Entartung zu errichten, uns ein Haus zu bauen, worin unser edelster Schatz, unsere deutsche, schöpferische Kraft, treu behütet und verwaltet wird.

IV.

Verzeichnis der für die Betrachtung hauptsächlich benutzten Schriften.

Vorbemerkungen.

Bei mehreren Jahreszahlen hinter einem Titel bedeutet die erste Zahl das Jahr, wo das Buch zum ersten Mal erschien; die zweite Zahl das Jahr der Ausgabe, welche ich benutzte. Wo ich das Jahr des ersten Erscheinens nicht ermitteln konnte, gab ich die von mir benutzte Auflage an. — Von den bekanntesten Schriftstellern, zum Beispiel von Shakespeare, führe ich nicht die einzelnen Werke besonders an, sondern sage kurz: Hauptwerke. — Ist ein Buch unter einem Scheinnamen veröffentlicht, so wird es auch unter diesem angeführt. — Die Zahlen hinter dem Worte „Seite“ in Klammern geben an, wo ein von mir angeführtes Zitat in dem betreffenden Buche zu finden ist.

Ambrosius, Johanna: Gedichte. Preßburg 1894. Königsberg 1896 (Seite 11, 15, 25, 39, 95, 97). **Andresen, Stine:** Gesammelte Gedichte. II. Auflage. Bielefeld 1896. **Annunzio, Gabriele d'** (Scheinname für Antonio Rapagnetta): Episcopo und Co. Novellen. Neapel 1892. Berlin 1901. — Die Gloria, Tragödie. Berlin 1900. — Lust, Roman. Berlin 1900. — Traum eines Frühlingsmorgens, dramatisches Gedicht. Berlin 1900. — Feuer, Roman. München 1900 (Seite 50, 96, 132, 234, 353, 445). **Apel, Paul:** Geist und Materie, allgemeinverständliche Einführung in die Probleme der Philosophie. Berlin 1904. **Baumann, Julius:** Häckels Welträtsel. Leipzig 1900. **Bettel-**

heim, Anton: Marie von Ebner-Eschenbach, biographische Blätter. Berlin 1900 (Seite 116). **Bleibtreu, Karl:** Letzte Wahrheiten. Leipzig 1894 (Seite 149). **Bodenstedt, Friedrich von:** Tausend und ein Tag im Orient. Berlin 1850. — Die Lieder des Mirza-Schaffy. Berlin 1851. — William Shakespeares Sonette. Berlin 1862. 1873. — Alte und neue Gedichte. Berlin 1867/68 (Seite 16, 17). — Das Herrenhaus im Eschenwalde, Roman. Jena 1872. — Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys. Berlin 1874. — Wandlungen, Lustspiel. Leipzig 1875. — Shakespeares Frauencharaktere. Berlin 1875. — Alexander in Korinth, Schauspiel. Hannover 1876. Stuttgart 1881. — Eine Königsreise. Leipzig 1879. 1885 (Seite 209). Vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Leipzig 1882. — Ernst Bleibtreu, Roman. Berlin 1889. — Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1888/90. — Ein Dichterleben in seinen Briefen. Berlin 1893. **Bousset, Alice:** Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner. Marie Calm. Hamburg 1893. **Brinckman, John:** Kasper Ohm un ick, plattdeutsche Erzählung. Rostock 1854/55. 1894 (Seite 2, 166). — Die Tochter Shakespeares, eine Dichtung. Rostock 1881. **Brümmer, Franz:** Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. Band I. Leipzig 1884. **Buckle, Thomas Henry:** Geschichte der Zivilisation in England. Band I. London 1857. Leipzig 1881 (Seite 196). **Bürger, Gottfried August:** Gedichte. Göttingen 1778. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Dr. A. Sauer. Berlin und Stuttgart 1883 (Seite 190). — Ästhetische Schriften, herausgegeben von Karl v. Reinhard. Berlin 1832. — Werke, herausgegeben von Eduard Grisebach. Berlin 1872. 1894. — Briefe von und an Bürger, ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit, herausgegeben von Adolf Strodtmann. Berlin 1874 (Band I, 28; II, 103). **Carey, Henry:** Die Einheit des Gesetzes, nachgewiesen in den Beziehungen der Natur-, Sozial-, Geistes- und Moral-Wissenschaft. Philadelphia 1873. Berlin 1878. **Carpenter, Edward:** Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. London 1902. Leipzig 1903 (Seite 62, 103, 225, 228, 245). **Clauren, H.** (Scheinname für Karl Heun): Mimili, Erzählung. Dresden 1816. — Meine Ausflucht in die Welt, Erzählung. Dresden 1817. — Der Brauttanz, Lustspiel. Dresden 1817. — Der Abend im Posthause, Lustspiel. Dresden 1817. — Liesli und Elsi, zwei Schweizergeschichten. Dresden 1821 (Seite 19, 88). — Tornister-Lieschen, Erzählung. Leipzig 1826 (Seite 256 und Schluß). — Anna Boleyn, Erzählung. Leipzig 1832/33. **Cramer, Johannes Andreas:** Gellerts Leben. Leipzig 1774.

Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften, Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. Band I. Leipzig 1883. — Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik. Leipzig 1887. **Droste-Hülshoff, Annette von:** Gedichte. Münster 1844. Paderborn 1895 (Seite 165). — Das geistliche Jahr. Stuttgart 1850. Paderborn 1883 (Seite 91). — Briefe. Münster 1877. — Die Judenbuche, ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Stuttgart 1878. Leipzig 1901. **Drummond, Henry:** Das Naturgesetz in der Geisteswelt. London 1883. Bielefeld 1892. **Dumas, Alexandre, der Jüngere:** Die Dame mit den Kamelien, Roman. Paris 1848. Wien, Pest, Leipzig 1873 (Seite 13, 73, 194, 219, 239). — Die Kameliendame, dramatisches Gemälde. Paris 1852. Leipzig 1894. — Demimonde, Schauspiel. Paris 1855. Leipzig, Philipp Reclam jun. **Dühring, Eugen:** Der Wert des Lebens, eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung. Breslau 1865. Leipzig 1894. — Robert Mayer, der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts, eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Chemnitz 1880. Teil II Leipzig 1895. — Sache, Leben und Feinde; als Hauptwerk und Schlüssel zu sämtlichen Schriften. Karlsruhe 1882. — Die Größen der modernen Literatur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Leipzig 1893. **Du Prel, Karl:** Das Rätsel des Menschen, Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaften. Leipzig 1892. — Der Spiritismus. Leipzig 1893. **Ebers, Georg:** Uarda, Roman aus dem alten Ägypten. Stuttgart 1876. 1881. — Ein Wort, Roman. Stuttgart 1881. 1883. — Serapis, historischer Roman. Stuttgart 1885 (Seite 127, 130). — Die Geschichte meines Lebens; vom Kind bis zum Manne. Stuttgart 1893 (Seite 438, 447). **Eucken, Rudolf:** Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit, Untersuchungen. Leipzig 1888. — Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt, neue Grundlegung einer Weltanschauung. Leipzig 1896. **Fester, Richard:** Machiavelli. Stuttgart 1900. **Feuchtersleben, Ernst von:** Zur Diätetik der Seele. Wien 1838. Leipzig 1879. **Fischer, Kuno:** Über die menschliche Freiheit, Prorektoratsrede. Heidelberg 1888. **Fischer, Wilhelm:** Das Licht im Elendhause, Grazer Novelle. Berlin 1898. Wiesbaden 1903 (Seite 55). — Die Freude am Licht, Roman. Leipzig und Berlin 1902. 1903 (Seite 6). **Franceschini, Robert:** Die Biologie als selbständige Wissenschaft. Hamburg 1892. **François, Louise von:** Die letzte Reckenburgerin, Roman. Berlin 1871. 1895 (Seite 394). — Frau Erdmuthens Zwillingssöhne, Roman.

Berlin 1873. 1893 (Seite 9). — Hellstädt, Erzählung. Berlin 1874. **Gellert, Christian:** Leben der schwedischen Gräfin von G., Roman. Leipzig 1746. 1755. — Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1746. 1748 (Seite 51, 69). — Von den Trostgründen wider ein sieches Leben. Leipzig 1755. — Lustspiele. Leipzig 1755. — Tagebuch aus dem Jahre 1761. Leipzig 1762. — Freundschaftliche Briefe. Leipzig 1770. **Gosche, Richard:** Georg Ebers, der Forscher und Dichter. Zweite Auflage. Leipzig 1887. **Güssfeld, Paul:** Die Erziehung der deutschen Jugend. Berlin 1890. **Haacke, Wilhelm:** Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale, ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft. Jena 1895. **Haarhaus, Julius:** Johann Wolfgang v. Goethe, Dichterbiographie. Leipzig 1899. **Hartmann, Eduard von:** Das Grundproblem der Erkenntnistheorie, eine phänomenologische Durchwanderung der möglichen erkenntnistheoretischen Standpunkte. Leipzig 1889. — Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwickelung. Leipzig 1894. **Haym, Rudolf:** Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Berlin 1856. **Herkner, Heinrich:** Die Arbeiterfrage: Eine Einführung. Berlin 1894. 1902. **Herwegh, Georg:** Gedichte eines Lebendigen. Zürich und Winterthur 1841. Leipzig 1896 (Seite 8, 37, 75, 103, 187). — Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz. Zürich und Winterthur 1843. — Gedichte und kritische Aufsätze. Konstanz 1845 (Seite 30, 38, 247). — 1848, Briefe von und an Georg Herwegh. München 1896 (Seite 154). — Neue Gedichte. Zürich 1877 (Seite 131). **Hirschfeld, Georg:** Dämon Kleist, Novellen. Berlin 1895 (Seite 81, 112, 132). — Die Mütter, Schauspiel. Berlin 1896. 1900. — Agnes Jordan, Schauspiel. Berlin 1898 (Seite 191, 217). — Pauline, Berliner Komödie. Berlin 1899. — Der junge Goldner, Komödie. Berlin 1901. **Hoffmannswaldau, Christian Hoffmann von:** Des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte nebst einer Vorrede von der deutschen Poesie. 6 Bände. Leipzig 1695—1709 (Band I, Seite 209, 273. Band III, Seite 192). **Hofmann, August Wilhelm von:** Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde, gesammelte Gedächtnisreden. Band I. Braunschweig 1888. — Justus von Liebig. Leipzig 1891. **Humboldt, Wilhelm von:** Ästhetische Versuche. Über Goethes Hermann und Dorothea. Braunschweig 1799. — Briefe an eine Freundin. Leipzig 1847. 1901 (Seite 144, 360, 517, 519, 569, 578). **Huxley, Thomas Henry:** Über unsere Kenntnis von den Ursachen der Er-

scheinungen in der organischen Natur, sechs Vorlesungen. London 1863. Braunschweig 1865. **Jaensch, Theodor:** Aus Urdas Born, Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung. Berlin 1892. **Janitschek, Maria:** Ins Leben verirrt, Roman. Berlin 1898 (Seite 195). — Stückwerk, Roman, Leipzig 1901 (Seite 92, 157, 168). **Jochmann, Emil** und **Hermes, Oswald:** Grundriß der Experimentalphysik. Berlin 1872. 1893. **Justi, Karl:** Winckelmann und seine Zeitgenossen. Leipzig 1866. 1898. **Kampffmeyer, Bernhard:** Die Vermählung von Stadt und Land, ein soziales Experiment. Berlin 1903. **Kant, Immanuel:** Kritik der reinen Vernunft. Riga 1781. Leipzig 1878. **Key, Ellen:** Essays. Berlin 1899 (Seite 83, 86, 89, 102, 107). — Menschen, zwei Charakterstudien. Berlin 1903. **Kleist, Heinrich von:** Hauptwerke. Stuttgart 1886. **Kropotkin, Peter:** Landwirtschaft, Industrie und Handwerk oder: Die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft, geistiger und körperlicher Arbeit. London 1898. Berlin 1904. **Kuhlenbeck, Ludwig:** Das Problem einer internationalen Gelehrtensprache und der Hellenismus der Zukunft. Leipzig 1889. **Kunhardt, Oswald:** Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes. Berlin 1897. 1898 (Seite 74, 352). **Kutter, Hermann:** Das Unmittelbare, eine Menschheitsfrage. Berlin 1902. **Lahmann, Heinrich:** Die diätetische Blutentmischung (Dysämie) als Grundursache aller Krankheiten, ein Beitrag zur Lehre von der Krankheitsanlage und Krankheitsverhütung. Leipzig 1891. 1901 (Seite 12, 13). **Laistner, Ludwig:** Nebelsagen. Stuttgart 1879 (Seite 208). **Lasswitz, Kurd:** Bilder aus der Zukunft, zwei Erzählungen aus dem 24. und 39. Jahrhundert. Breslau 1878 (Seite 4, 27, 37, 42, 117). **Leixner, Otto von:** Herbstfäden, Scherz und Ernst. Berlin 1888. — Also sprach Zarathustras Sohn . . . . , aus der Geistesgeschichte eines Modernen. Berlin 1897. — Überflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen, Betrachtungen aus deutscher Weltanschauung. Berlin 1900. — Die Ehereifen, eine durchaus unkünstlerische Geschichte. Berlin 1901. **Lenz, Jakob Michael Reinhold:** Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung, eine Komödie. Leipzig 1774 (Seite 108). — Pandämonium, Germanicum. Zürich 1775. Berlin 1896. — Die Freunde machen den Philosophen, Lustspiel. Lemgo 1776. — Die Soldaten, eine Komödie. Leipzig 1776. — Gedichte. Berlin 1891 (Seite 114, 149). **Lessing, Gotthold Ephraim:** Hauptwerke. Leipzig 1858. **Lessmann, Daniel:** Wanderbuch eines Schwermütigen. Berlin 1831. 1885 (Seite 60, 155, 188). **Liebig, Justus von:** Über das Studium der

Naturwissenschaften in Preußen, Braunschweig 1840. — Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. Braunschweig 1843 (Seite 484). — Biographische Skizze, Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft. XXIII, 817. Berlin 1890 (Seite 818). **Lombroso, Cesare:** Genie und Irrsinn. 1864. Leipzig, Philipp Reclam jun. **Lorenz, Ottokar:** Die Geschichtswissenschaft, in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert, Band I. Berlin 1886. — Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Band II. Berlin 1891. **Lorm, Hieronymus** (Scheinname für Heinrich Landesmann): Gedichte. Hamburg und Leipzig 1870. — Der Naturgenuß, eine Philosophie der Jahreszeiten. Berlin 1876 (Seite IV, 53, 263, 291). — Nachsommer, neue Gedichte. Dresden 1877. Dresden und Leipzig 1897. — Die schöne Wienerin, Roman. Jena 1886. — Die Alten und die Jungen, dramatisches Sittenbild. Leipzig. Philipp Reclam jun. **Loti, Pierre** (Scheinname für Julien Viaud): Islandfischer, Roman. Paris 1886. Stuttgart 1897 (Seite 66, 101). — Madame Chrysanthème, Roman. Paris 1887. Stuttgart 1899. — Jerusalem. Paris 1895. Berlin 1896. — Galiläa. Paris 1895. Berlin 1897. **Machiavelli, Nicolò:** Der Fürst. Venedig 1515. Stuttgart und Tübingen 1842 (Seite 72, 73, 91, 98). **Mackay, John Henry:** Max Stirner, sein Leben und sein Werk. Berlin 1898. **Mauthner, Fritz:** Beiträge zu einer Kritik der Sprache. I. Band: Sprache und Psychologie. II. Band: Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart und Berlin 1901. **Mayer, Robert:** Die Mechanik der Wärme. Stuttgart 1867. 1893 (Seite 29, 48, 162, 413). — Kleinere Schriften und Briefe. Stuttgart 1893 (Seite 249, 391). **Maync Harry:** Eduard Mörike. Stuttgart 1902. **Meysenbug, Malwida von:** Memoiren einer Idealistin. Genf und Basel 1869. Berlin und Leipzig 1903 (Band I, Seite 288, 345, 351, 357; Band II, Seite 166). — Stimmungsbilder. Leipzig und Köln 1879. Berlin und Leipzig 1900 (Seite 9, 227). — Phädra, ein Roman. Leipzig 1885. — Der Lebensabend einer Idealistin, Nachtrag zu den Memoiren einer Idealistin. Berlin und Leipzig 1898 (Seite 359). **Mirbeau, Octave:** Der Abbé. Paris 1888. Wien 1903. — Der Garten der Qualen. Paris 1899. Budapest 1902. — Enthüllungen einer Kammerzofe. Paris 1900. Budapest 1901 (Seite 97, 382). **Mörike, Eduard:** Gedichte. Stuttgart 1838. Leipzig 1902 (Seite 125, 128, 136). — Gesammelte Erzählungen. Stuttgart 1856. Leipzig 1901. **Multatuli** (Scheinname für Eduard Douwes Dekker): Max Havelaar oder die Kaffeeversteigerungen der niederländischen Handelsgesellschaft. Amsterdam 1860.

Minden 1901 (Seite 340). — Liebesbriefe. Amsterdam 1861. Minden 1902. — Millionenstudien. Amsterdam 1873. Minden 1900. — Auswahl aus seinen Werken. Minden 1899 (Seite 59, 79, 80, 133, 360). **Niemann, M.**: Erläuterungen und Zusätze zu F. Reuleaux' Kinematik. Berlin 1877. **Nietzsche, Friedrich**: Hauptwerke. Leipzig 1893—1900. **Ohnet, Georges**: Der Hüttenbesitzer, Roman. Paris 1882. Stuttgart 1884. — Lise Fleuron, Theater-Roman. Paris 1884. Stuttgart 1886 (Seite 22, 23). — Sie will, Roman. Paris 1888. Stuttgart 1888. — Der Pfarrer von Favières, Roman. Paris 1898. Stuttgart 1898. **Paulsen, Friedrich**: Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre. Stuttgart 1898. 1899. **Petersen, Marie**: Die Irrlichter. Berlin 1854. 1896 (Seite 14, 39, 147). **Plehn, Marianne**: Das Problem des Lebens. Monatsschrift: Himmel und Erde. XIII. Jahrgang. Berlin 1901. **Pobedonoszew, Constantin**: Streitfragen der Gegenwart. Berlin 1897 (Seite 121, 220, 221). **Pohl, Johann**: Justus von Liebig und die landwirtschaftliche Lehre. Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. 219. Berlin 1885. **Raabe, Wilhelm**: Der Hungerpastor, Roman. Berlin 1864. 1898. — Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Berlin 1868. 1890 (Seite 73, 138). — Horacker, Erzählung. Berlin 1876. 1902. — Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten. Berlin 1880. 1897. — Villa Schönow, Erzählung. Braunschweig 1884. **Ratzenhofer, Gustav**: Die Kritik des Intellekts, positive Erkenntnistheorie. Leipzig 1902. **Reitlinger, Edmund**: Freie Blicke, populär-wissenschaftliche Aufsätze. Berlin 1874. **Reuleaux, Franz**: Theoretische Kinematik, Grundzüge einer Theorie des Maschinenwesens. Braunschweig 1875 (Seite 38, 43, 53, 58, 588). **Rubinstein, Anton**: Die Musik und ihre Meister. Eine Unterredung. Leipzig 1892 (Seite 7, 39). — Erinnerungen 1839—1889. Leipzig 1893. **Ruskin, John**: Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. London 1860. Leipzig 1902 (Seite 113, 163). — Der Kranz von Olivenzweigen. Vier Vorträge über Industrie und Krieg. London 1866. Leipzig 1901 (Seite 37). — Vorträge über Kunst. London 1870. Leipzig 1901. — Was wir lieben und pflegen müssen. Eine Sammlung Natur-Ansichten und Schilderungen aus den Werken des John Ruskin. Straßburg 1895 (Seite 59). — Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Straßburg 1896 (Seite 183, 226, 234). — Menschen untereinander. Auszüge aus seinen Schriften. Düsseldorf und Leipzig 1905 (Seite 210). **Schasler, Max**: Anthropogonie. Leipzig 1888. **Scherr, Johannes**: Blätter im Winde.

Leipzig 1875. **Schlenther, Paul:** Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin 1898 (Seite 91, 150, 159, 268). **Schopenhauer, Arthur:** Hauptwerke. Leipzig 1891. **Schreber, Daniel Gottlieb Moritz:** Ärztliche Zimmergymnastik. Leipzig 1855. 1899 (Seite 32). **Schröder, Otto:** Vom papiernen Stil. Berlin 1889. 1896 (Seite 21, 49, 77, 101). — Heilig ist mir die Sonne, Montagsansprachen. Leipzig 1901. **Schücking, Lewin:** Annette von Droste. Hannover 1862. **Sealsfield, Charles** (Scheinname für Karl Postel): Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Band I: Morton oder die große Tour. Band II: George Howards Esq. und Ralph Doughbys Esq. Brautfahrt. Zürich 1835 (Seite XXVI, Band I, 77; II, 100). — Das Kajütenbuch oder nationale Charakteristiken. Zürich 1841. Leipzig, Philipp Reclam jun (Seite 28, 189). **Seidel, Heinrich:** Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten. Leipzig 1882. Stuttgart 1901. — Glockenspiel, gesammelte Gedichte. Leipzig 1889. 1897. — Neues Glockenspiel, gesammelte Gedichte. Leipzig 1893. Stuttgart 1900 (Seite 126, 127). — Berliner Skizzen, neue Vorstadtgeschichten. Leipzig 1894. 1895. — Von Perlin nach Berlin, aus meinem Leben. Leipzig 1894. Stuttgart 1900 (Seite 303). — Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1899. Stuttgart 1900. **Shakespeare, William:** Hauptwerke. Stuttgart 1885. **Sigwart, Christoph:** Logik. Tübingen 1873—78. **Smolle, Leo:** Charles Sealsfield, biographisch-literarisches Charakterbild. Wien 1875 (Seite 18). **Stirner, Max** (Scheinname für Kaspar Schmidt): Der Einzige und sein Eigentum. Leipzig 1845. 1892 (Seite 184, 213, 271, 340, 355, 373, 429). **Storm, Theodor:** Hauptwerke. Braunschweig 1897. **Strauss, David Friedrich:** Voltaire, sechs Vorträge. Leipzig 1870. Bonn 1895. — Der alte und der neue Glaube. Bonn 1872. 1895 (Seite 177, 199, 226). — Ausgewählte Briefe. Bonn 1895 (Seite 90, 223, 249). **Taubert, Agnes:** Der Pessimismus und seine Gegner. Berlin 1873. **Ueberweg, Friedrich:** Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin 1863/66. 1886/88. **Volkelt, Johannes:** Über die Möglichkeit der Metaphysik, Antrittsrede. Hamburg und Leipzig 1884. — Erfahrung und Denken, kritische Grundlegung der Erkenntnistheorie. Hamburg und Leipzig 1886. **Wagner, Richard:** Gesammelte Schriften und Dichtungen. Leipzig 1871/73 (Band IV, Seite 361). **Willmann, Otto:** Geschichte des Idealismus. Braunschweig 1894/97. **Wundt, Wilhelm:** Grundriß der Psychologie. Leipzig 1897. **Wurzbach, Wolfgang von:** Gottfried August Bürger, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900.

Wyneken, Ernst: Das Ding an sich und das Naturgesetz der Seele, eine neue Erkenntnistheorie. Heidelberg 1901 (Seite V). **Zeller, Eduard:** David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften. Bonn 1874 (Seite 31). **Ziegelroth, Peter Simon:** Zur Abwehr der Krebsgefahr. Berlin 1901 (Seite 7, 10). **Zopke, Hans:** Professor Franz Reuleaux, a biographical scetch. New-York 1896. **Zukunft, Die:** VI. Jahrgang. Berlin 1897 (Seite 18).

Druck von A. Pabst, Königsbrück i. Sa.

